This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
1141
A2G7
1918

UC-NRLF

$B 160 790

LIBRARY
OF THE
UNIV RSITY
CF
CALIFORNIA

Taschenbuch
für Bücherfreunde
Fünfte Folge

herausgegeben von

Rudolf Greinz

Verlag L. Staackmann Leipzig

85-41

Gift of C. A. Kofoid

Taſchenbuch für Bücherfreunde

Fünfte Folge

Peter Rosegger-Büste von Prof. Hans Brandstetter in Graz.

Taschenbuch
für Bücherfreunde
Fünfte Folge

herausgegeben von

Rudolf Greinz

Verlag L. Staackmann Leipzig

Erſtes bis zehntes Tauſend

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1918 by L. Staackmann, Leipzig

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig

PT 1141
A267
1918

Geleitwort

Der Eingang der heurigen fünften Folge des „Taschenbuch für Bücherfreunde" gilt dem weihevollen Gedächtnis an Peter Rosegger. Was Rosegger dem deutschen Volke war und immer sein wird, das darzustellen ist hier nicht der Raum. Für den Verlag L. Staackmann und den Kreis der Autoren dieses Verlages ist mit Rosegger der Altmeister heimgegangen, um den sich im Laufe der Jahre eine stattliche Zahl jüngerer Kräfte als eine emporwachsende Dichtergemeinde scharte. In einem aus liebevoller persönlicher Erinnerung stammenden Aufsatz hat uns Hermine Möbius die letzte Lebenszeit und den Heimgang des großen Dichters und Menschen geschildert . . . ein letztes Kapitel zu Heimgärtners Tagebuch von Freundeshand. Als Schmuck ist dem heurigen Taschenbuch eine bildliche Wiedergabe der Roseggerbüste von Prof. Hans Brandstetter in Graz beigegeben. Den Meister selbst aber lassen wir zu uns sprechen in einer seiner prächtigsten kleinen Geschichten, in der Geschichte von der Fahnelträgerin. Wie dieses frische Almdirndl und der launige Pfarrer, so lebendig werden uns die hunderte und hunderte von Gestalten bleiben, die uns Peter Rosegger geschaffen hat. Sie werden lebendig

G

M21 5189

bleiben wie er selbst. Wer so mit der Seele des Volkes verwachsen ist, dessen irdische Hülle kann uns wohl verlassen. Sein Geist wird aber immer bei uns sein und tausendfältigen Segen stiften.

Den breitesten Raum unter den Büchern der heurigen Ernte des Verlages L. Staackmann, denen die nachfolgende Auslese entnommen ist, nimmt der Roman ein. In die Gattung des historischen Romans können wir eigentlich Max Dreyers neues Werk „Nachwuchs" einreihen, das unmittelbar nach den Freiheitskriegen spielt und das Problem der aus schweren Zeiten zu neuer Blüte des Volkes nachwachsenden Generation in eigenartiger Weise erfaßt und mit übersinnlichen Elementen wirkungsvoll verbindet. — Halber Vergangenheit gehört auch der Roman aus Österreich „Das Vorspiel" von Rudolf Hohlbaum an. Es ist das Wien der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, durch dessen Gassen wir an der Hand eines genauen Kenners wandern. Ein das junge Geschlecht schon historisch anmutender Zeitabschnitt wird wieder vor uns lebendig mit all der gemütlichen Umwelt der alten Kaiserstadt. — Das behagliche Idyll einer kinderreichen Familie und ihrer mannigfachen Schicksale zeichnet uns Adam Müller-Guttenbrunn in seinem neuen Roman „Meister Jakob und seine Kinder". Dieses mit satten Farben gemalte Bild deutschen Lebens auf ungarischem

Boden ist in allen seinen Zügen ein wahres Bekenntnisbuch echt germanischer Heimatliebe, ein Kulturdokument.

Sonniges Jugendland mit seinen Idealen und Stürmen, mit seinen Träumen und Phantasien, mit seiner sehnsuchtsvollen Glut und seiner unausbleiblichen Enttäuschung steigt vor dem Leser empor in dem neuen Roman von Rudolf Hans Bartsch: „Der junge Dichter". Es ist vielleicht das persönlichste Buch, das uns Bartsch bisher beschеert hat, ein Buch der Erinnerung und dabei doch miterlebende und mitfühlende Dichtung. — In die Welt des Phantastischen, Dämonischen und Übersinnlichen, der Karl Hans Strobl schon manche eigenartige Schöpfung entnommen hat, kehrt er in seinem Roman „Seide Borowitz" zurück. Es ist die tragische Lebensgeschichte eines abschreckend Häßlichen, in dessen Dasein bereits von Kindheit an geheimnisvolle Gewalten hereinspielen, im Rahmen eines galizischen Kulturbildes. — In den Zauber weltferner und abgeschlossener Vergeinsamkeit geleitet uns Max Glaß durch seinen neuen Roman „Die stillen Wunder". Der Roman eines Einsamen ist dieses an Stimmung und tiefer Beschaulichkeit reiche Buch, das völlig abseits liegt von allem Treiben der Menschen, von ihrem Irren und ihren Wirren, von ihren Kämpfen und ihren Leidenschaften. — Dem im Herbst 1917 unter dem Sondertitel „Jakob Siemering und Kompanie" erschienenen

ersten Bande des Romanes „Der heilige Geist" hat Rudolf Heubner nun den für sich abgeschlossenen zweiten Band „Jakob Siemerings Erben" folgen lassen. Wiederum fallen helle Lichter in jene Welt des deutschen Kaufmanns, der Industrie und des Kapitalismus, die unsere Autoren als dankbares Feld eigentlich immer noch zu wenig beachtet haben.

Dem seltenen Stoffgebiet des heiteren Romanes gehört der humoristisch-satyrische Roman „August Gutbier oder Die sieben Weisen im Franziskanerbräu" von Otto Ernst an. Mitten in die Riesentragödie der Menschheit stellt der Dichter eine jener menschlichen, allzu menschlichen Komödien, die sich im Hinterlande abspielen. Wir haben im engsten Zusammenhang mit dem Weltkrieg die ergötzliche Geschichte eines Stammtisches mit seinen „Heimkriegern" vor uns. — Einen „Roman aus heiteren Tagen, wie sie waren und wieder sein werden" bescheert uns Fritz v. Briesen in „Herrn Wikings Meerfahrt". Ein Seglerroman, eine frische Seegeschichte, die bei aller Anspruchslosigkeit des Stiles ein volltönender Hymnus auf den wunderbaren Reiz der Ostsee genannt werden kann. Die Abenteuer des seefahrenden Helden werden mit jenem trockenen Humor vorgetragen, der im Geschehen selbst liegt. — Den Humor mit der Träne im Wappen können wir in Karl Söhles Roman „Der verdorbene Musikant" erblicken.

Die Macht der Frau Musika, ihre Wirkung auf die Seelen einfacher Menschen wird hier mit Gemütstiefe und abgeklärter Heiterkeit gestaltet. In dem für Natur und Musik begeisterten Schulmeister, der in diesem Berufe scheitert und auch als Musikant keinen rauschenden Erfolg erringt, haben wir wohl den Dichter selbst zu sehen.

In neuer überarbeiteter Auflage erschienen Karl Söhles unter dem Titel „Schummerstunde" vereinigte Bilder und Gestalten aus der Lüneburger Heide. Ein an wechselnden Stimmungen reiches Album, das uns allerlei knorrige und gemütvolle Originale verewigt, eine Galerie von Käuzen und Querköpfen, die uns den Menschenschlag der Lüneburger Heide vertraut macht. — In seine angestammte Tiroler Heimat führt uns wieder vielfach Rudolf Greinz durch seine lustigen Kleinstadtgeschichten „Krähwinkel". In die philiströse Behaglichkeit und das echte Spießertum, das in den winkligen Gassen und hochgegiebelten Häusern kleiner Tiroler Städte daheim ist, hat der Dichter einen beherzten Griff getan und uns unterschiedliche drollige Begebenheiten mit froher Laune verkörpert.

Mit zwei Gedichtbänden möge dieser kurze Bericht schließen. „Heimat und Seele, Lieder und Legenden" betitelt Emil Hadina eine neue lyrische Sammlung. Auch unter diesen Gedichten weisen viele wieder den

für Hadina so bezeichnenden pantheistischen Zug auf; aber daneben stoßen wir auf Lieder voll keuscher Anmut, auf zarte Stimmungsbilder, auf Dichtungen, in denen die verhaltene Wehmut echter Volksweisen anklingt. — „Gesichte, Ein Zyklus" von A. De Nora bringt eine Reihe sprachgewaltiger visionärer Hymnen aus dem Grauen des Weltkrieges, aus den tiefsten Tiefen menschlichen Leides. Diese aus dem Schrecken des Völkerringens geschöpften Dichtungen erheben sich gleichzeitig zu dem hohen moralischen Wert der leidenschaftlichen Anklage eines Dichters gegenüber den rohen Trieben einer rein materiellen Weltanschauung.

So möge denn auch das heurige Taschenbuch wiederum als ein Schauplatz des friedlichen Wettstreites der Geister recht vielen Lesern Erhebung und künstlerischen Genuß, Aufheiterung und stille Betrachtung, seelische Befriedigung und hellen Sonnenschein ins Haus bringen.

Peter Rosegger †

Des Volkes Seele stammt von Ewigkeit
Und lebt unsterblich fort durch alle Zeit.
Wer sie als gottbegnadeter Erdengast
Im lichten Gold der Dichtung hat gefaßt,
Dem schmückt die Stirne sie zum stolzen Lohn
Als Diamant in einer Königskron'.
Und sinken andre Kronen jäh in Staub,
Nie wird dies Königtum der Schatten Raub.
Wenn auch des Dichters Erdenhülle stirbt,
Sein Geist sich neue Untertanen wirbt;
Sein Lebenswerk ist einem Heere gleich,
Das kühn und unaufhaltsam Reich um Reich
Erobert mit des Wortes ewiger Kraft,
Mit seiner tiefen Glut und Leidenschaft.
Kein Grenzstein heget enge Marken ein
Für dieses Königtum, die Welt ist sein!
So weit des eignen Volkes Zunge klingt,
Des Volkes Dichter auch sein Szepter schwingt.
Solch einer, kernhaft deutsch und wurzelstark
War Meister Peter aus der Steiermark.

Was er in ſeiner Heimat hat geſchaut,
Der weiten Welt hat er es aufgebaut,
Daß ſeines Volkes Sinn und Eigenart
Wie ragende Bergeshöhen ſichtbar ward.
Um ihre Gipfel ging der Sonnenſchein
Und ſchlugen grollende Wetter ein . . .
War froher Scherz, der glücklich jauchzt und lacht,
Und wieder wehen Leides ſchwere Nacht.
Ob Bergen und Tälern, Leuten und blühendem Land,
Da war im Blau ein unendlicher Himmel geſpannt,
An deſſen Kuppel gleich einem Strahlenring
Das milde Lächeln des Weltweiſen hing.
Erfüllet ward des großen Meiſters Zeit,
Die letzte Stunde ſchlug, für immerdar
Ging er hinüber in die Ewigkeit,
Der er von Anbeginn verbrüdert war.

Rudolf Greinz.

Peter Roſeggers Heimgang.

Von

Hermine Möbius.

Als am 26. Juni 1918 der Draht die Trauerkunde durch alle Lande trug: Peter Roſegger iſt tot! da war das für Unzählige eine Botſchaft ſchmerzlichſter Überraſchung, aber nicht ſo für die, zu denen während der Winterszeit aus der ſtillen Krankenſtube in der Grazer Burggaſſe dann und wann Nachrichten über das Befinden des erkrankten Dichters gelangt waren. Sie wußten, daß der Tod als Freund, als milder Erlöſer an das Krankenbett des Dahinſiechenden getreten war.

Peter Roſegger war in ſeinem Leben nie das, was man einen völlig geſunden Mann nennen kann. Hatte ihn in ſeiner Jugend ſchon ſeine körperliche Schwächlichkeit daran verhindert, Bauer zu werden und in die Fußſtapfen ſeiner Väter zu treten, ſo haben ihn auch ſpäter etliche „Gebreſten" heimgeſucht, die ihm das Leben zuzeiten recht beſchwerlich machten. Vor allem das böſe Aſthma, das ihn im Herbſt des Jahres 1877 zum erſten Male befiel und ihn ſeitdem nie wieder ganz verlaſſen hat. Wiederholt war er ſo ſchwer leidend, daß er fürchtete, bruſtkrank zu ſein und kein langes Leben vor

sich zu haben. Daß es ihm vergönnt sein würde, sein Erdendasein fast bis zur Vollendung seines fünfundsiebzigsten Lebensjahres führen zu dürfen, hat er selbst wohl nie zu hoffen gewagt. Daß er so alt geworden, dankte er, wie er es oft ausgesprochen, nach seiner Meinung — nächst dem Herrgott droben — seinem wackeren Hausarzt, Medizinalrat Primarius Dr. Mahnert in Graz, der mit unermüdlicher Sorgfalt und aufopfernder Treue die Gesundheit des Dichters jahrzehntelang überwachte. Mehr als einmal vermochte er in schwerer Krankheit dem Tode seine Beute streitig zu machen und das scheinbar verlöschende Leben zu erhalten. Aber auch die größte ärztliche Kunst erreicht ihre Grenzen, wenn die Uhr abgelaufen ist.

Als Rosegger im Frühjahr 1917 mit den Seinen von Graz nach seinem geliebten Krieglach übersiedelte, hoffte er, daß ihm der Aufenthalt in der Waldheimat wie schon so oft, so auch diesmal nach dem unvermeidlichen Stadtleben die erwünschte Erholung bringen werde. Die äußeren Bedingungen dazu waren auch vorhanden, denn das Wetter war während des Sommers so schön wie seit vielen Jahren nicht. Trotzdem wollten sich die Kräfte des Dichters nicht in dem gehofften Maße heben, ja, als der Sommer zur Neige ging, fühlte er sich weniger

wohl als zu Anfang. Nur mit Bangen sah er dem Winter in der Stadt entgegen. Gern wäre er ganz in Krieglach geblieben, aber dem rauhen Winter des Mürztales durfte er sich nicht aussetzen, zumal sein Landhaus in seiner Bauart nur für den Sommeraufenthalt eingerichtet ist. Noch mehr als sonst fiel ihm diesmal das Scheiden von Krieglach schwer.

Anfangs ließ sich der Stadtaufenthalt besser an als Rosegger gefürchtet. Er konnte täglich seinen Spaziergang in dem nahen Stadtpark machen, und so vergingen ihm die ersten Wochen bei ganz erträglichem Befinden. Das änderte sich leider im Dezember. Eine überaus heftige Influenza warf ihn aufs Krankenlager und brachte ihn schon da in Lebensgefahr. Mit Bangen sahen die Seinen der Weihnachtszeit entgegen, denn nur zu nahe lag die Möglichkeit, daß diese für sie eine Zeit der Trauer werden würde. Aber noch einmal wandte sich die Krankheit zur Besserung. Weihnachten durften sie in der Hoffnung feiern, daß ihnen der geliebte Vater noch erhalten bleibe. Dafür erkrankte nun Frau Rosegger so ernstlich, daß die Familie wochenlang in schwerer Sorge um sie lebte. Auf dem Gemüte des Kranken lastete die Sorge in verdoppeltem Maße, und sie atmeten darum alle erleichtert auf, als sich endlich

die Mutter wieder von ihrem Krankenlager erheben konnte.

Da ich im Herbst 1917 zu einem längeren Aufenthalt nach Wien gekommen war, hatte ich schon bald nach meiner Ankunft in der Kaiserstadt die Einladung erhalten, wieder einmal im Krieglacher Dichterhause Einkehr zu halten. Damals machte mir die Südbahn einen Strich durch die Rechnung. Infolge der in jenen Tagen in Vorbereitung begriffenen italienischen Offensive war der Eisenbahnverkehr nach dem Süden für Zivilisten fast zur Unmöglichkeit geworden. Trotz tagelanger eifriger Bemühungen gelang es mir nicht, eine Fahrkarte zu dem einzigen Zuge am Tage zu erhalten, der mir die Möglichkeit bot, Krieglach in direkter Fahrt zu erreichen. Diese Enttäuschung empfand ich um so schmerzlicher, als dann die wenig guten Nachrichten über Roseggers Erkrankung kamen, die eine Zeitlang das Schlimmste befürchten ließen. Um so größer war jedoch meine Freude, als ich Ende Februar die Mitteilung erhielt, das Befinden des Kranken habe sich erfreulicherweise so gebessert, daß er mich einlade, den im Herbst durch die Südbahn vereitelten Besuch in Krieglach nun in Graz abzustatten. Mit Freuden ging ich natürlich darauf ein, und diesmal war mir das Glück

hold: Auf schöner, sonniger Fahrt durch die wunderbare Winterlandschaft, über den Semmering und durch die Waldheimat Roseggers, an Krieglach vorüber, erreichte ich die so herrlich gelegene Landeshauptstadt der Steiermark.

Der kranke Freund war ja nicht mehr bettlägerig, aber wie hatte er sich doch verändert, seit ich ihn zum letzten Male gesehen! Ein immerhin noch rüstiger Siebziger war er damals und jetzt — ein Greis, dessen müder Leib nur noch durch die Kunst des Arztes und die aufopfernde Pflege der Seinen aufrecht erhalten ward, nicht minder aber auch durch den starken Geist, der noch immer in der hinfällig werdenden Hülle wohnte. Die kaum überstandene Krankheit hatte wohl sichtbare Spuren in seinem Aussehen und seiner Haltung hinterlassen, das Sprechen fiel ihm noch schwerer als sonst während seiner asthmatischen Anfälle, aber sein Auge leuchtete noch hell und frisch, wenn im Gespräch Themen angeschlagen wurden, die ihn interessierten. Wenn er sich schmerzfrei fühlte und durch längeres Ausruhen so viel Kraft gesammelt hatte, um eine Weile ohne allzu große Anstrengung sprechen zu können, wie gern unterhielt er sich dann mit uns! Wieviel Teilnahme hatte er da für die, die ihm lieb und wert waren, und wie

ging er auf alles ein, was ihm von ihnen nahegebracht wurde! Begreiflicherweise bildete der Krieg mehr als einmal den Gegenstand unserer Gespräche. Wer sein letztes Werk, „Heimgärtners Tagebuch“ (Neue Folge), aufmerksam liest, der wird sich klar darüber, wie der furchtbare Weltkrieg auf die von unendlicher Friedenssehnsucht erfüllte Seele des Dichters gewirkt und welche Stellung er zu all' den verschiedenen Fragen eingenommen hat, die im Leben der Völker wie des einzelnen durch den Krieg aufgewirbelt worden sind. Das grausame Morden machte sein Herz bluten und je länger, je mehr litt er unter dem unendlichen Weh, das durch den Krieg über die Welt gebracht ward.

„Eine große Freude hat mir der Krieg aber doch gebracht,“ sagte er einmal lächelnd, „nämlich die, daß ich meine Töchter dadurch bei mir habe.“ Für ihn war es stets das höchste Glück, von seinen Lieben umgeben zu sein. Als bei Kriegsbeginn seine Töchter Anna und Gretl ihre Gatten, die beide als Fregattenkapitäne der k. u. k. österreichischen Marine angehören, in den Kriegsdienst ziehen lassen mußten, nahmen sie ihren Aufenthalt in Graz und Krieglach, um den geliebten Eltern nahe sein zu können. Dann zwang der Krieg auch Martha, die jüngste Tochter, ins Elternhaus zurück-

zukehren, da auch ihr Mann zu Kriegsdiensten einberufen ward. Im Elternhause ward ihr Söhnchen, der kleine Peter-Hans, geboren, der dem Großvater bald zur größten Freude ward. So fehlte es bei allem Leiden in dem Krankenzimmer doch nicht an Sonnenschein. Mit der Mutter teilten sich die Töchter in die Pflege des geliebten Vaters und umgaben ihn mit aller nur erdenklichen Mühe und Sorgfalt. Und wenn der kleine muntere Enkel am Krankenbett erschien, vertrieb er durch sein drolliges Wesen gar manches Mal die trüben Gedanken, die sich in der Seele des Kranken zuweilen einnisten wollten. Nur mit Bangen konnte er daran denken, daß Martha zur Osterzeit mit ihrem Söhnchen nach Salzburg übersiedeln sollte, wohin ihr Gatte, Dr. Bernhard Paumgartner, als Direktor des Mozarteums berufen worden war. Wie schmerzlich würde er sie beide vermissen! —

Daß Rosegger sich über den Ernst seines Zustandes klar war, konnte ich mehr als einmal seinen Worten entnehmen. Seit seiner letzten Erkrankung im Dezember hatte sein Asthma, wie er wiederholt aussprach, eine Form angenommen, die er sich nicht erklären konnte. Auch sein Herz hatte gelitten, und bedenklich erschien ihm das Anschwellen seiner Füße. Den Seinen

verbarg er aber, soviel es nur möglich war, seine Sorgen und die Schmerzen, die er litt, und wo er konnte, suchte er ihnen die Pflege zu erleichtern. Und er war doch schon in gesunden Tagen von Natur so anspruchslos und rücksichtsvoll, so unendlich geduldig, wie Kranke es nur in den seltensten Fällen sind. Rührend war es, wie dankbar er sich für jeden Liebesbeweis und jede Handreichung zeigte. So ward die Güte und Größe seines Wesens in dieser schweren Leidenszeit den Seinen noch einmal so recht bewußt, und noch schwerer ward ihnen dabei der Gedanke, daß der Teure ihnen in nicht zu ferner Zeit genommen werden könnte. Ihn selbst erfüllte ganz die Hoffnung, daß er sobald als möglich nach Krieglach übersiedeln und dort noch einmal Erholung finden könnte. Auch mich lud er beim Abschied ein, im Sommer nach Krieglach zu kommen, um — wenn Gott es will! sagte er — das Friedensfest mit ihnen zusammen zu feiern. Ich aber wußte, daß ich den teuren Freund nicht wiedersehen würde. Nicht zur ersehnten Friedensfeier, nur zu seinem Leichenbegängnis bin ich nach Krieglach gekommen! —

Die Nachrichten, die ich in den nächsten Wochen erhielt, lauteten leider nicht gut. Je näher das Frühjahr kam, desto schwankender wurde das Befinden des Kran-

ken, um ſo lebhafter aber auch ſein Wunſch, nach Krieglach zu kommen. Daran war aber kaum noch zu denken. Da erhielt der Kranke eines Tages einen überraſchenden Beſuch. Der einige Tage in Graz anweſende öſterreichiſche Kriegsminiſter kam in eigener Perſon, um dem Dichter dafür zu danken, daß er mehrere Wohltätigkeitswerke auf dem Gebiete der Kriegsfürſorge in ſeiner warmherzigen Weiſe tatkräftig gefördert. Mit Bedauern vernahm der Miniſter, daß der Dichter zu krank ſei, um Beſuche zu empfangen. Jedenfalls hat er davon in Wien ſeinem kaiſerlichen Herrn berichtet, denn wenige Tage ſpäter ließ ſich der Kaiſer telegraphiſch nach Roſeggers Befinden erkundigen und ſprach ſeine warme Teilnahme über deſſen Erkrankung aus. Dieſe Erkundigungen wiederholten ſich fortan, und der Kaiſer ſandte dem Dichter auch das Groß-Kreuz des Franz Joſef-Ordens. Dieſe kaiſerlichen Gunſtbezeigungen werden dem Dichter ſicher Freude bereitet haben. Zunächſt hatten ſie aber die Folge, daß die Kunde von Roſeggers ſchwerer Erkrankung, die bisher abſichtlich ſoviel als möglich zurückgehalten worden war, nun mit einem Male in die weiteſten Kreiſe drang. Von allen Seiten kam eine Flut von teilnahmsvollen Anfragen und Erkundigungen, aber auch von Glück-

wünschen zu der erhaltenen hohen Auszeichnung, daß die Familie Mühe hatte, die hochgehenden Wogen öffentlicher Teilnahme von dem Krankenzimmer wenigstens soweit fernzuhalten, daß dem Kranken keine Aufregung daraus erwuchs.

Eine andere Folge, die nach jenen Vorgängen eintrat, dürfte dem Dichter wohl die allergrößte Freude bereitet haben: Sein Sohn, Dr. med. Sepp Rosegger, der seit Kriegsbeginn eingezogen war und gegenwärtig die Kriegslazarette in Leoben leitete, erhielt einen längeren Urlaub, damit er sich ganz der Pflege des kranken Vaters widmen konnte. Die Anwesenheit des Sohnes war nicht bloß dem Kranken selbst, sondern auch der ganzen Familie eine Wohltat, denn nun war doch jederzeit ärztliche Hilfe zur Hand, wenn das Befinden des Kranken, wie das immer häufiger geschah, sie erforderte.

Dieser lebte in den nächsten Tagen ordentlich auf und die Besserung nahm so zu, daß auch die Übersiedelung nach Krieglach ins Auge gefaßt werden konnte. Unter Doktor Sepps Leitung ward diese überraschend leicht durchgeführt. Ein Krankenauto brachte den Kranken zur Eisenbahn, wo bereits ein Sanitätswagen seiner harrte, der ihn nach Krieglach führte. Mit welcher Freude begrüßte der Kranke die teure Heimat, und

wie glücklich machte es ihn, daß er dort nun alle seine Kinder um sich hatte! Die Freude wirkte auf seinen Zustand sichtlich günstig ein. Leider war dies aber nur ein letztes Aufflackern seiner Lebensgeister. Nach zwei Tagen schon stellten sich die Schwächezustände von neuem ein und kehrten immer häufiger und nachhaltiger wieder. Die Nahrungsaufnahme ward immer geringer, und mit dem Verfall seiner Kräfte nahm auch sein Interesse an den Vorgängen in der Außenwelt ab. Er schlief sehr viel; sobald er aber wach war, sprach er mit den Seinen in seiner liebevollen Weise, hatte für jeden ein gutes Wort und wurde nicht müde, für jeden Liebesbeweis innig zu danken. Immer schwerer wurden die Herzanfälle, und mehr als einmal schien es dabei, als ob das Ende nahe sei. So drängte sich den Seinen, die sein Leidenslager umstanden, bei all' ihrem namenlosen Schmerz endlich die Bitte auf die Lippen, daß Gott den Teuren zu sich rufe in sein Reich. In der Mittagsstunde des 26. Juni erwachte er plötzlich aus tiefem Schlummer, schaute der sich über ihn beugenden Tochter voll ins Antlitz und schien etwas sagen zu wollen. In demselben Augenblick neigte er das Haupt — noch ein letzter Atemzug und sanft schlummerte er hinüber . . .

Da es in Österreich Gesetz ist, die Toten nach zwei Tagen zu bestatten, so wurde das Leichenbegängnis auf Freitag den 28. Juni festgesetzt. Mit dieser Kundgebung gelangte aber auch die Mitteilung der Familie an die Öffentlichkeit, daß der Heimgegangene den dringenden Wunsch geäußert hatte, in der einfachsten Weise bestattet zu werden. Sie bäten aus diesem Grunde und aus Rücksicht auf die schweren Zeitverhältnisse, von Blumenschmuck und auswärtiger Beteiligung abzusehen. So viele sich auch in Wien und Graz und in anderen Orten gerüstet hatten, um den toten Dichter zu ehren, seinem Wunsch ward dennoch von ihnen Folge geleistet. Nur ließen es sich nicht alle nehmen, wenigstens Blumen zu senden, und so langte in dem Trauerhause trotz aller Bitten eine Fülle herrlichster Kränze an.

Der Tag vor der Bestattung war ein Regentag, wie ihn selbst das regenreiche Mürztal nicht allzuhäufig sieht. Der 28. Juni aber schüttelte am Morgen das düstere Regengewand ab und die Sonne lachte hernieder, als gälte es, ein fröhliches Fest zu feiern und nicht den größten und berühmtesten Sohn der Steiermark zu seiner letzten Ruhestatt zu geleiten. Auch im Trauerhause war aller schwarze Pomp vermieden, nur

die tiefe Trauerkleidung der Familienglieder deutete darauf hin, daß der Tod hier Einzug gehalten.

Wie ein Schlummernder ruhte der Heimgegangene noch auf seinem Sterbebett, das übersät war mit Rosen und Tannenzweiglein. Auf dem Nachttischchen stand, von zwei brennenden Kerzen beleuchtet, ein Kruzifix, und an der Wand zur Seite des Bettes hing wie zu Lebzeiten des Heimgegangenen seine Taschenuhr und tickte, wie sie es seit mehr als einem Menschenalter getan. Zu den offenen Fenstern herein schauten die das Mürztal begleitenden Höhen und in den Zweigen der das Haus beschattenden Bäume saßen des Dichters Lieblinge, die munteren Waldvöglein, und schmetterten ihre Lieder zu dem stillen Schläfer empor.

Schon am Vormittag begann nun die Wanderung derer, die von nah und fern herbeikamen, um ihren geliebten Landsmann noch einmal zu sehen. Mütter brachten ihre Kinder, alte Leute schleppten sich mühsam herzu und junges Volk kam herbei, das in die Waldschule zu Alpl gegangen — sie alle wollten Abschied nehmen von dem, der ihnen allen ein wohlmeinender Freund und ein nimmermüder Wohltäter gewesen war. In stillem Gebet weilten sie in dem Sterbezimmer, bis sie wieder anderen Platz machen mußten, die der

gleiche Wunsch hergeführt. So pilgerten seine Alpler voll Liebe und Dankbarkeit noch einmal an dem toten Dichter vorüber.

Als am Nachmittag kurz vor der Bestattung der Dorftischler von Krieglach den schlichten, nur aus glatt gehobelten Lärchenholzbrettern gezimmerten Sarg brachte, baten die Bauern von Alpl den Dr. Sepp Rosegger um die Erlaubnis, daß sie ihren berühmten Landsmann zu Grabe tragen dürften. Das sei selbstverständlich, gab Dr. Sepp Rosegger zur Antwort, anders habe er sich es gar nicht gedacht. Nun trugen sie den Sarg zuerst in den Garten hinab, wo sie ihn unter dem Lieblingsbaum des Dichters, der von ihm einst selbst gepflanzten Swobodalärche, niedersetzten. Von vier Geistlichen assistiert, nahm hierauf der Dechant von Krieglach die erste Einsegnung vor. Den Zug nach dem Friedhofe eröffneten die Schuljugend von Krieglach und Massing und die Krieglacher Vereine. Vor und neben dem, nur mit dem von der Familie gewidmeten Waldkranz geschmückten Sarge schritten, geführt von dem Waldschulmeister, die Schüler der 1902 von Rosegger seinem Geburtsort Alpl errichteten Waldschule. Sträußchen von Tannengrün und Blumen, die sie in Alpl gepflückt, trugen sie in ihren Händen, und warfen sie dann ihrem

toten Freunde als letzten Gruß ins Grab hinab. Die von nah und fern gekommenen kostbaren Blumenspenden wurden gleichfalls in dem Zuge getragen, der sich nun nach dem Friedhof bewegte. Er wollte schier kein Ende nehmen, so zahlreich waren die Bewohner des Mürztales und seiner Umgebung herbeigeeilt, um ihrem großen Landsmann das letzte Geleit zu geben. Die hinter der leidtragenden Familie einherschreitenden Älpler begannen alsbald ihre Sterbegebete zu murmeln, wie sie das seit alter Väter Zeiten gewöhnt sind. So gelangte der Zug nach dem am Fuße des Gölk gelegenen Friedhof, in dessen neuem Teile sich Rosegger selbst noch den Platz in der äußersten Ecke ausgesucht hatte. Hier ward nun die zweite Einsegnung vorgenommen, und damit war die schlichte, aber tiefergreifende Feier zu Ende. Der Wunsch des Heimgegangenen war erfüllt: All' die hohen Ehrenerweisungen, die ihm für diese Stunde zugedacht waren, sind unterblieben, keine überschwenglichen Reden sind gehalten worden, die noch einmal die Bedeutung des Vollendeten in hellstes Licht gesetzt und das Außergewöhnliche seines Lebens und Schaffens hervorgehoben hätten. Ganz nach alter Väter Weise hat er seinen letzten Gang getan, so wie es seinem ganzen Wesen entsprach. Und daß ihm der Segen der Kirche ins Grab folgte,

obgleich er ihr bis zu seinem Tode äußerlich fern geblieben ist, entspricht auch nur seinem innersten Empfinden.

Wohl ging nach seinem Tode die Nachricht durch die Blätter, Rosegger hätte sich noch auf seinem Totenbette „bekehrt" und pater peccavi gemacht. Das ist ein Irrtum, der um der Wahrheit willen auch an dieser Stelle richtiggestellt werden soll. Wie Rosegger trotz aller Anfeindungen von klerikaler Seite dem ihm von Kindheit an so teuren Glauben seiner Väter treu geblieben ist, so ist er auf der anderen Seite doch auch sich selber treu geblieben, indem er auf seinem in schweren seelischen Kämpfen errungenen Glaubensstandpunkt der katholischen Kirche gegenüber beharrte. Nie hat er den Wunsch geäußert, gegebenenfalls mit den Sterbesakramenten versehen zu werden. Nur aus Rücksicht auf seine bäuerliche streng katholische Verwandtschaft und die ebenso fromme Bevölkerung der Waldheimat hat die Familie, als nach einem schweren Schwächeanfall sein letztes Stündlein gekommen zu sein schien, ihm die letzte Ölung erteilen lassen. Davon wußte er aber nichts, denn er lag in tiefer Bewußtlosigkeit. Er hat auch nichts davon erfahren, ebensowenig hat er gebeichtet oder kommuniziert. Er ist gestorben, wie er gelebt hat:

als ein frommer, gläubiger Christ. Auch die gehässigste Nachrede wird in dieser Hinsicht das reine Charakterbild des Verewigten nicht zu trüben vermögen.

Nun ruht er, gebettet in seine teure Heimaterde, aus von seinem an Arbeit, aber auch an Erfolgen und Segen so reichen Leben. Er ist uns aber nicht gestorben, denn er lebt weiter in seinen Werken, nicht bloß in denen, durch die sein Genius ihn zu unserm volkstümlichsten Dichter gemacht hat, auch die Werke der Liebe, die er geschaffen — die evangelische Kirche in Mürzzuschlag, die Waldschule in Alpl, die wiederaufgebaute Kirche in St. Kathrein, die Millionenstiftung für den deutschen Schulverein und das Alpenerholungsheim für deutsche Lehrer, von vielen andern Liebeswerken gar nicht zu reden — sie werden noch späteren Geschlechtern bezeugen, was Peter Rosegger, der ebenso groß als Mensch wie als Dichter war, seiner geliebten Heimat und dem deutschen Volke gewesen. Sein Andenken wird noch über die kommenden Jahrhunderte hinaus in Segen bleiben.

Die Fahnelträgerin.

Von

Peter Roſegger.

Am Ende leitet der Verein für Prieſterſchutz eine Verfolgung gegen mich ein, wenn ich wieder einmal einen ſchalkhaften Landpfarrer aufzeige. Ich habe an ſolchen Schalken im Talar halt einmal meine beſondere Freude, es iſt an ihnen ſo etwas Deutſchderb-Chriſtliches und ſeit Abraham Santa Clara hat mancher Eulenſpiegel in der Kirche manche ſchläfrige Seele mit einem hellen Lachen aufgeweckt.

Da oben im Gebirge, in dem kleinen weltentlegenen Wildalpen, ſoll er gelebt haben, mein luſtiger Pfarrer, ich habe ihn perſönlich nicht gekannt, denke mir ihn aber als einen behäbigen ältlichen Herrn, der die Gaben Gottes, ſoweit ſie in Wildalpen geboten werden, nicht verſchmäht, mit derbem Wort und gerader Tat der Wahrheit die Ehre gibt und die Frömmigkeit, wenn ſie ihm zu ſüßlich wird, gerne mit einer dreiſten Schalkheit würzt. Von ſeinen Predigten ſpricht man noch heute, es ſei ihm gerade gut zuzuhören geweſen. Weil er den Nagel ſtets auf den Kopf getroffen, ſo hätten ihn auch die vernagelten Köpfe wahrgenommen.

Weitum war es bekannt, daß der Pfarrer von Wildalpen so possierlich predigen täte. Selbst in das neun Stunden entfernte Eisenerz hinüber war sein Ruf gedrungen. Dort kannten ihn etliche Krämer und Wirte sogar persönlich, weil er mehrmals des Jahres über das Gebirge herüberkam mit einem alten Buckelkorbe, um Kochsalz, Schnupftabak, Schreibzeug und andere Notwendigkeiten einzukaufen, die damals in seiner Wildnis zeitweise nicht zu haben waren. Wie ein Hochgebirgler kam er daher in Knielederhose, grünen Wadenstrümpfen und grobgenagelten Bundschuhen. Nur sein Kollare hatte er um den Hals gebunden und auch den Handküssen der Weiber und Kinder wehrte er nicht; das ist ja nicht dem alten Adam in mir vermeint, sagte er, sondern der heiligen Weih, die auch hinter der Lederhose überallhin mitgeht. Manchem halbgewachsenen Dirndl griff er ans Goderl: „Na, wie du aber wachst, Annamirl, das ist frei aus der Weis', da muß ich dir ja bald einen braven Mann suchen! Na, tu' nur schön brav bleiben; Gott behüte dich!"

Da war es einmal, daß mehrere Eisenerzer Herren sich verabredeten, sie wollten doch einmal eine Bergtour machen nach Wildalpen hinüber, um den possierlichen Pfarrer predigen zu hören. Und das taten sie, ihrer fünf

oder sechs, auch der Bergverwalter und der Rentner waren dabei, und der Zolleinnehmer, der schon seit Jahren inwendig keine Kirche gesehen und dessen Hosen immer nur beim Sitzteil, nie aber bei den Knien zu flicken gewesen, weil er wohl auf den Wirtsbänken, aber nie in einem Betstuhl daheim war. Am Vorabend gingen sie bis zu einer schlechten Hütte auf der Eisenerzerhöhe, um am nächsten Tage, einem Sonntage, rechtzeitig zur Predigt in Wildalpen einzutreffen, was sie auch nach angestrengten Märschen zuwege brachten. Das Kirchlein war schon gefüllt mit Andächtigen, und die vornehmen Gäste bargen sich möglichst hinter den Pfeilern, um von dem Pfarrer nicht etwa unzeitig bemerkt zu werden. Der mußte sich doch mit seinen Bauern allein wissen, um nach guter Gewohnheit loszulegen.

Daß vor der Predigt in der Sakristei der Pfarrer und der Küster die Köpfe zusammensteckten, ist dem Erzähler wohl bekannt, aber die anderen wußten es nicht. Und ist zu sagen, daß die Eisenerzer Herren mit Spannung auf die Predigt warteten, obschon dem dicken Rentmeister das Stehen gleich zum Beginne sauer ankam. „Grobe Wetter dauern ja nicht lang," damit trösteten sie sich.

Endlich erschien der Pfarrer auf der Kanzel. Ganz

gleichmütig las er das Evangelium, betete dann das Vaterunſer, was die Herren hinter den Pfeilern für ziemlich überflüſſig hielten. Dann ſtand er auf, zog das blaue Taſchentuch hervor, ſchneuzte ſich ſchmetternd, wendete ſich gegen den Kirchenraum und begann:

„Meine lieben Pfarrkinder! Ich hab' mir's heut' überlegt. Was ich euch zu ſagen hätt', das wißt ihr eh, befolgt nur das fleißig, was ich euch ſchon geſagt hab'. Heut' wollen wir ſtatt einer Predigt um Erhaltung der Feldfrüchte drei Roſenkränze beten, den freudenreichen, den ſchmerzhaften und den glorreichen." Dann kniete er wieder hin, begann das langwierige Gebet, das von der ebenfalls ſich niederknienden Gemeinde eintönig nachgebetet wurde. Die Eiſenerzer Herren ſchauten einander mit langen Geſichtern an, dann duckten ſie ſich noch weiter nach rückwärts, ſachte dem Ausgange zu. Und wie ſie abfahren wollten, war jetzt die Kirchentür zugeſperrt —ſie konnten nicht hinaus. Mit Entſetzen ſahen ſie ſich verurteilt zum Pſalter. Um nicht aufzufallen, mußten ſie ebenfalls niederknien auf den ſteinharten Boden; wenn auch einer und der andere ſein Sacktuch unters Knie bauſchte, wenn ſie auch einmal das rechte, einmal das linke Knie vorſpannten, ſo blieben doch die Roſenkränze höchſt ſchmerzhaft — alle drei.

Als endlich, endlich nach geendetem Gottesdienſte der Küſter kam und mit einem abſichtlich höchſt einfältig ſtiliſierten Geſicht die Kirchentür aufſperrte, huſchten die fremden Gäſte hinaus und davon und waren fürder nicht mehr leckerig auf eine Predigt des Pfarrers von Wildalpen. —

Solche Geſchichten alſo werden erzählt von dieſem Dorfpfarrer, der eines Abends auf dem Kirchplatz ſtand hinter der Linde und heimlich einem ſauberen Almdirndl zuſchaute. Er wird eigentlich wohl nicht ſo ſehr gelugt haben, weil ſie ſo friſch und ſauber war, denn ſolche Dirndeln ſind nichts Neues in Wildalpen, als vielmehr, weil ſie ſo andächtig vor dem großen Kruzifix kniete und betete. Einen ſchwarzen Filzhut hatte ſie auf und ein blaues Röckel an, das hoffentlich etwas weiter hinabgehen wird, wenn ſie erſt nicht mehr kniet. Neben ihr auf der Erde war ein weißes Bündel mit Achſelbändern. Als ſie nach verrichteter Andacht aufſtand, trat der Pfarrer vor und fragte ſie ohne weiteres: „Nauk, Dirn, woher? wohin?“

„Küß die Hand, Hochwürden!“ antwortete ſie, derweil ſie ſich zu ſchaffen machte, das Bündel aufzuladen. „Von der Alm herab und nach Mariazell.“ Er ſetzte ſich auf die Kniebank hin vor das Kreuz und lud ſie ein,

doch auch ein wenig zu raſten. Gar weit würde ſie ohnehin nicht mehr kommen an dieſem Abend.

„Wenn's halt noch bis Weichſelboden tät gehn,“ ſagte ſie.

„Oho! Das wirſt nimmer dermachen mögen.“

„Müd' bin ich noch gar nit, von der Brennalm komm' ich herab. Das Almvieh haben wir geſtern abgetrieben ins Gams hinüber, wo ich daheim bin, und jetzt will ich grad einmal unſerer lieben Frau Dank ſagen gehen, daß mir meine Küh' und Kalber und Säue geſund ſind verblieben über den Sommer und ich meinem Bauern hübſch ein eichtl Butter und Käs hab' können heimſchicken.“

So plauderte ſie treuherzig und ſchaute aus dem roten Rundgeſichtl munter auf den Pfarrer hin.

„Almerin,“ ſprach hierauf dieſer, „du bleibſt heut' da und morgen gehſt mit uns. Du weißt es doch, daß wir Wildalpner morgen auch nach Mariazell gehen — mit der Prozeſſion. Müſſen freilich ſchon mit dem Haushahn auf, wenn wir beizeiten in Zell ſein wollen. Deswegen gehſt bald ſchlafen. Magſt nicht im Pfarrhof über Nacht bleiben?“

Dem Dirndl war das recht, aber die Haushälterin nachher wollte Umſtände machen. „Wo tät ma's denn

hin, das fremd' Weibsbild? Im Kaplanstübel sind jetzt die Hühner und das Bischofzimmer ist voller Krautgebel, wissen's eh, Herr Pfarrer!"

„Ah mei, für mich ist gleich was gut!" versicherte die Almerin bescheidentlich. „Im Stadl auf ein' Schaub Stroh schlaf' ich wie ein Ratz!"

Nachtmahl essen taten sie selbander zu dreien. Es gab Eierschöberl mit Milch, aber als der Pfarrer eine wohlverkorkte Flasche Apfelwein auftun wollte, fand die Haushälterin den Stoppelzieher nicht und erinnerte, daß die Zellerprozession am nächsten Morgen zeitlich abziehen müsse.

„Was glaubst, Dirndl!" rief der Pfarrer plötzlich und hieb seine flache Hand auf den Tisch, daß die Almerin schier erschrocken einzuckte, „bist denn so schreckig, Nandl oder Kathl oder wie du heißt. Oder bist eine schlimme Liesel?"

„Nix derraten, Herr Pfarrer," antwortete die Almerin. „Heißen tu' ich wie dieselbige, die wir morgen heimsuchen gehen." Aus Schämigkeit darüber, daß sie sich unbedacht mit der Gottesmutter verglichen hatte, deckte sie eine Wange mit der Hand zu und mit dem anderen Auge forschte sie aus, was der Pfarrer zu einer solchen Hoffart für ein Gesicht machen werde.

Dieser aber knüpfte von vorne wieder an: „Also,

Maria! Was glaubst, Maria, wirst uns Wildalpern morgen das Fahnl (Fähnlein) vorantragen? Spaß und Ernst auch, wir haben keinen Fahnltrager; der Kirchenbub, der sonst mit der Fahnenstang' gegangen ist, fahrt mit seinem Rössel hinterdrein, mit der alten Fischerin, die zu Fuß nicht mehr mitkommen kann. Andere Mannsbilder wird's wieder nicht viel geben. Will ja keiner mit bei der Prozession. Das heißt, ein paar schon. Und gleich, Dirndl, wie ich dich heut' hab' gesehen, was du für ein nutzes Stuck bist, hab' ich mir gedacht, das wär' die richtige Fahnlträgerin. Ein sauberes rotes Fahndl, ist die heilige Barbara drauf, den Wildalpern ihre. Und recht komod zu tragen. Gar nix schwer, aber eine Ehr', wie die Leut' sagen. Dem Kirchenbuben tut's eh leid, möcht' eh lieber mit der Fahnstang' gehen, wie mit der alten Fischerin."

Das Dirndl war über die ihr in Aussicht gestellte Würde ganz verblüfft. „Wenn die alte Fischerin mich kunnt brauchen!" sagte sie kleinlaut.

„Bist schon einmal mit einem Roß gefahren?"

„Das freilich wohl nicht. Aber Fahnl hab' ich auch noch keins getragen. Ich möcht' mich nicht schicken können. Die Fahnltrager müssen vorausgehen und ich weiß den Weg nicht recht gut."

„Hätteſt ihn für dich allein nicht verfehlt, wirſt ihn auch mit der Prozeſſion nicht verfehlen. Dein Bündel muß dir wer anderer tragen, das verſteht ſich. Und zehrungsfrei gehalten wirſt von der Gemeinde. Iſt alter Brauch.“

„Um das geht's mir nicht. Etliche Sechſerln hab' ich wohl ſelber bei mir. Aber mein Lebtag hab' ich's nicht gehört, daß bei der Zellerprozeſſion ein Weibsbild fahnltragen tut.“

„Gelt! Die Mariazeller werden einmal ſchauen, wenn die Wildalper mit einer bildſauberen Fahnlträgerin anrucken!“ rief der Pfarrer luſtig aus. „Alſo? Abgemacht und petſchiert!“

„Na, Herr Pfarrer, na. Zu tot ſchamen tät ich mich nit der Fahn'. Ich taug' nicht dazu. Werd's doch noch ſo viel ein Mannsbild zuſammenbringen in Wildalpen, daß er die Fahnſtang' tragt!“

„Mannsbilder genug, liebe Dirn, Mannsbilder mehr als zu viel. Aber zu hoffärtig und nirnutzig ſind ſie mir für die Fahn'. Fuchteln um damit wie mit einem Peitſchenſtecken. Und nicht aufpaſſen. In der Veitſch drüben hat gar einmal einer frühmorgens, wie die Wallfahrer vom Wirtshaus fort ſind, verſchlafenerweiſ' ſtatt der Fahnenſtang' den Ofenbeſen derwiſcht; daß die Leut'

heut noch darüber lachen. Na, na, Maria, die Fahn' mußt morgen du zu dir nehmen. Die Zeller Muttergottes wird uns doppelt gnadenreich ſein, wenn wir mit ſo einer brav'n, demütigen Fahnltragerin anrucken. Alſo, es bleibt dabei. Um fünf Uhr iſt die Meß, nachher hebſt dir dein Fahnſtangel aus dem Bankhalter und wir marſchieren in Gottesnamen ab."

Überredet hat er ſie. Was kann ich denn machen? dachte die Almerin. Gegeſſen hab' ich jetzt im Pfarrhof und über Nacht bleib' ich im Pfarrhof; wenn er wahrhaftig will, daß ich's Fahnl trag', ſo wär's eine rechte Undankbarkeit, wollt' ich mich noch länger ſpreizen. Und ſagt: „In Gottesnamen, Herr Pfarrer. Ich hab' den Futterkorb dertragen auf der Alm, ich werd' das Fahnl auch noch dertragen mögen."

Das war feſtgemacht. Dann ſtand ſchon die Haushälterin mit dem Kerzenleuchter da, daß ſie das Dirndl in den Stadl hinausbringe aufs Stroh. Der Pfarrer gab der Almerin noch den Abendſegen: „Schlaf' dich aus, laſſ' dir was Gutes träumen und denk', wenn's wieder Nacht wird, ſind wir in Mariazell."

Alſo führte ſie die Haushälterin hinaus ins Wirtſchaftsgebäude, über eine Leiter hinauf und wies ihr einen Haufen Stroh an. Ein etwas mürriſches „Gute

Nacht!", dann ging sie mit dem Kerzenlicht über den knarrenden Bretterboden hin und dachte: Was sich unser Herr Pfarrer doch immereinmal für Leut' aufgabelt! So ein bunkigs (rundliches) Weibmensch Fahnl tragen! Und morgen früh wird sie ihren Kaffee haben wollen. — Der Herr Pfarrer hatte auch noch einen Gedanken, bevor er am selbigen Abend einschlief. Schade, daß ich's vorigen Sonntag noch nicht hab' verkünden können, was wir dies Jahr für eine Fahnltragerin haben. Da hätten sich gleich alle Burschen von Wildalpen zur Prozession gemeldet.

Die ärgsten Gedanken aber hatte unser Almdirndl auf dem Stroh. Als Kopfkissen hatte sie ihr Bündel gelegt und die Füße hatte sie ins Stroh gebohrt. Sonst war ihr warm. Aber immer mußte sie dran denken. Geradezu die Versuchung war da, ihr Wort nicht zu halten. Jetzt erst bedachte sie recht, was sie da zugesagt hatte. So ein einfältig Almdirndl, das immer nur beim Vieh gewesen, das alleweil am liebsten bei ihren Kühen und Kalben allein ist gewesen und nicht weiß, was sich schickt — das soll jetzt vor dem Leutschock her Fahnltragen! Und was sie für ein Gewand anhat! Hätt' man so was vorher gewußt, wollt' man den roten Sonntagskittel angelegt haben und die weißen Baumwollstrümpf'.

Und wenn die Mannerleut' hinten drein gehen und heimlich ihr Gespött treiben! Und schon ums Kaiserg'schloß in der Radmer nicht! Sie tut's nicht. Das Fahndl soll tragen wer will, sie tut's nicht. Aber! was wird der Herr Pfarrer sagen, der ihr drum so gut zugeredet hat und dem sie zugesagt hat? — Da gibt's kein anderes Mittel als durchgehen. — Kein Aug' hat sie zugetan. Die Kirchenuhr schlägt zwölf und nach einer langen Weile eins. Du liebe Welt, wie stad (langsam) die Zeit vergeht, wenn der Mensch so da liegt und keinen Schlaf hat. Endlich schlägt es zwei Uhr. Noch drei Stunden und sie muß an die Fahnenstange. Jetzt geht der Mond auf und scheint wässerig durchs Dachfenster herein. Da hebt sie sich hastig, schüttelt das Stroh von dem Gewand, nimmt ihr Bündel auf, hängt sich's an den Rücken, steigt vorsichtig die Leiter herab. Und wie sie in der freien kühlen Nacht steht und vor ihr die Straße blaß und still dahin liegt, da läßt sie einen frischen Atemzug aufspringen und eilt wegshin — die Richtung gen Mariazell. Finsterer Wald, bisweilen blinkt ein Mondstrahl auf die Straße, dann wieder steht der Mond hinter hohen Felsen und in der Schlucht rauscht die Salza. Endlich wird der Himmel blasser über den Gebirgskämmen, kalter Wind fächelt in den Bäumen, helle Vogelstimmen

werden laut — es kommt der Tag. Dort, wo die Straße durch eine ſtille ebene Au führt, bleibt die einſame Wanderin ſtehen und horcht. Ob man am Ende nicht ſchon die Wallfahrerprozeſſion beten oder ſingen hört hinten drein? Oder ob der Herr Pfarrer nicht etwa gar wen nachſchickt, um die Flüchtige einzuholen und mit Ernſt zurückzuführen zu ihrer Pflicht. Dann eilt ſie weiter; je heller der Tag, je ſchneller ihre Schritte. Nach Stunden kommt ſie ins Dörfchen Weichſelboden, das in einem ſtillen Wieſentale liegt zwiſchen aufſteigenden Felswänden. Sie hätte Hunger und Durſt, wagt es aber nicht, im Wirtshauſe einzukehren aus Angſt, die Prozeſſion von Wildalpen könnte ſie einholen. Ein Stück Brot und ein wenig Käſe holt ſie aus ihrem Bündel hervor, an der Quelle Waſſer trinkt ſie, und eilt weiter. Die Straße geht bergan und talab. Holzknechte und Steinſchläger, Kohlenfuhrwerke, auch Roheiſenwagen begegnen ihr in der Bergwildnis, und mancher Hirt treibt ſeine Herde daher und ruft ihr ein munteres Wort zum Gruße zu. Marand Joſef, denkt ſie, wenn mich alle dieſe Leut' geſehen hätten mit der Fahnlſtang', zu Tod hätt' ich mich geſchamt, in den Erdboden hinein, und iſt er auch noch ſo ſteinhart.

Hoher Mittag, da kommt ſie ins Gußwerk, wo die

großen Hochöfen stehen und Eisenhämmer und die weiße Kirche. In diese kehrt sie ein wenig ein, um sich andächtig vorzubereiten auf Mariazell, dem sie schon nahe ist. Dann spricht sie bei einer kleinen armen Hütte um einen Löffel Suppe zu; bei großen Häusern, denkt sie, kriegt man ja ohnehin nichts geschenkt. Rückt dann wieder ihr Bündel zurecht und wandert rasch — sich immer umsehend, ob ihr nicht etwa die Wildalper schon auf der Ferse seien — nach Mariazell hinein, wo sie ganz verschwitzt und erschöpft ankommt.

In der großen Wallfahrtskirche bringt sie ihren Ankunftsgruß der lieben Frau und dann eilt sie wieder ins Freie, um nach der Wildalper Prozession auszuschauen. Diese kommt erst gegen Abend an. Das rote Fähnlein mit dem funkelnden Kreuz flattert über der kleinen Schar von Weibern, Greisen und einigen jungen Burschen, die während des lauten Singens ihre Augen vorwitzig nach allen Seiten ausflattern lassen. So viele und schöne Häuser, eine so prachtvolle Kirche und so allerhand Leute sieht man in Wildalpen freilich nicht. Ein weißköpfiger Alter, der den Hut hinten am Nacken hängen hat, trägt die Fahne, sicher und würdig trägt er sie und neigt sie dreimal vor dem Kirchentor. Hinter ihm geht der Pfarrer im Chorrock, und unserer Almerin,

die ſich hinter einer Mauer duckt, iſt es, als ſchaue er finſter drein und ſtrampfe mit den Füßen wie einer, der auf jemand einen Zorn hat.

Sie ſchleicht hinaus auf den Markt und kauft ſieben kleine Kühe aus rotem Wachs und drei Kälbchen aus weißem. Dieſe trägt ſie in die Kirche und an der Marienſäule, wo über einem Haufen ähnlicher Wachsgebilde viele Lichter brennen, legt ſie ihre Opfer hin, und kniet davor nieder, und während die Wildalper weit hinten an dem Gnadenaltar ihren Preisgeſang tun, gedenkt die junge Almerin ihrer Herde von der Brennalm und betet in Einfalt für die Kuh und jedes Kalb und jedes Schwein, daß die Himmelmutter, ſo wie den Sommer über, ſie auch im Winter beſchützen möge. In der Kirche, in den Winkeln und Seitenkapellen, in den Gewölben und Kuppeln dunkelt der Abend. Maria, die Hirtin, kniet unbeweglich vor dem Lichterherd und iſt verſunken in liebevolles Gedenken an ihre Tiere. Sonſt hat ſie bisher ja niemand begegnet, der ſo ſehr ihrer Liebe bedurfte als die guten Rinder mit den treuen großen Augen. Das Gefühl war ſüß, und doch iſt der Maid nicht ganz wohl zumute geweſen bei dieſer Andacht. Wenn ſie jetzt zum Beichtſtuhl gehen ſoll, ſo wird ſie auch ſagen müſſen, daß ſie eine gar weltlich geſinnte,

eitle, unverläßliche Perſon iſt. Der Beichtſtühle gibt es in allen Winkeln und in jedem ſitzt einer drinnen. Sie ſieht, wie ein paar Wildalperburſchen in grünverbrämten Lodengewand an den Beichtſtühlen hinſchleichen und überlegen, in welchem der nachſichtigſte Beichtvater ſitzen könnte. 's iſt ein Unterſchied und mancher Knab' hat ein beſonderes Bündel, das er daheim beim eigenen Pfarrer nicht gerne auspackt. Jahre alte Sachen ſind drinnen, die man nur auf der Wallfahrt anbringen mag. In einer gar dunkeln Niſche ſteht ein Beichtſtuhl und den wählt unſer Almdirndl. Und bekennt dem würdigen Greis, der drinnen ſitzt, ihre Sünden. Beſonders die von Wildalpen, wie ſie dort vom Herrn Pfarrer ſo gütig in der Herberge aufgenommen worden ſei, recht tüchtig gegeſſen habe, wie ſie das Fahnltragen verſprochen hätt', dann aber in der Nacht ganz leichtſinnig durchgegangen wäre.

Und was ſagte auf dieſes Bekenntnis der Beichtvater? „Liebes Kind! Da du deine Sünde beichteſt und bereueſt, ſo will ich dich davon losſprechen und dir eine heilſame Buße aufgeben. Haſt du das Waldalper Fahnl ſchon nicht ausgetragen, ſo wirſt es heimtragen."

Und jetzt merkte ſie's erſt zu ihrem Schreck, ihr Beichtvater war kein anderer als der Herr Pfarrer von Wild-

alpen. — So ungeſchickt! Juſt den zu erwiſchen! grollte ſie zornig ſich ſelber aus. Es muß mir rein aufgeſetzt ſein, daß ich Fahnltragen muß. Na meinetwegen, Buß' iſt Buß', alſo her mit der Stang'!

Dann am Mittag des nächſten Tages, als alle und jedes ihre frommen Obliegenheiten verrichtet hatten, ſammelten die Wildalper ſich in der Kirche, um in guter Ordnung auszuziehen, wie ſie eingezogen waren. Da winkte der weißköpfige Alte die Maria aus der Bank, nahm ihr das ohnehin zuſammengeſchrumpfte Bündel ab und hing ihr einen Lederriemen um die Achſel, an dem unten eine Hülſe war. Dann hob er aus einem Fahnenhalter vor dem Gnadenaltar das rote Fähnlein mit dem Bildniſſe der heiligen Barbara, gab es dem Dirndel in die Hände, das untere Ende der Stange in die Hülſe verſenkend. So, jetzt war ſie angeſchirrt. Aber das war ja federleicht zu tragen und nahm ſie ſich vor, gewiſſenhaft und tapfer ihren Beruf zu erfüllen. Stramm voraus. Hintendrein die alten Weiber und Dirnen und Greiſe und Burſche — auch die zwei mit dem grünausgebrämten Lodengewand. Sie hörte flüſtern und kichern. Das iſt ihr jetzt ſchon alles eins, wenn ſie ſich ausgekudert haben, werden ſie ſchon aufhören. Ihr ſchwarzes Hütl hatte ſie ſich feſt in die Stirn ge-

drückt. Als Frauenzimmer kann sie es auch beim Beten und Singen aufbehalten und braucht es nicht an den Rücken zu hängen. Der Herr Pfarrer guckte mit stillem Wohlgefallen auf die tapfere Büßerin, und wenn Leute, die sie auf der Straße begegneten, stehenblieben und so dreinschauten, was die Wildalper für eine saubere Fahnenträgerin haben, war der Pfarrer nicht wenig stolz darauf und sagte das Wort: „Paßt auf, der Schock wird bald wachsen. Dieser Fahne folgten auch die Waldlotter!“ Denn es hatten sich schon etliche Holzhauer und Pechschaber angeschlossen und sogar ein schmucker Jägerbursch' ging eine Strecke mit der Prozession und surrte den Psalter, sein Auge andächtig auf die Fahnenstange gerichtet.

In Weichselboden kehrten sie ein im Wirtshause und Maria lehnte die Fahne neben der Türe an die Wand, um die Schale Kaffee zu trinken, die sie vermöge ihres Amtes vorgesetzt bekam. Ein wenig schämte sie sich zwar darob, doch tauchte sie mutig ihre Semmel ein und genoß die wohlverdiente Sach', immer mit dem Auge wachsam. Plötzlich sprang sie auf, eilte zur Türe hinaus und erfaßte dort einen der grünverbrämten Lodenburschen am Kragen: „Oho Bübel! Derweil gehört das Fahnl noch mein!“ Und entriß ihm das schon zusammen-

gerollte Fähnlein, das er von der Stange gelöst hatte, in der Absicht, es ihr scherzeshalber zu entwenden. Er ließ sie nicht willig los und da im Augenblick die Ringenden sonst niemand sah, so suchte der lebfrische Bursch im Kampfe um die Fahne seinen Arm um ihren Nacken zu schlingen und ihr Rundgesicht an seinen Mund zu bekommen. Aber das Almdirndl wehrte sich so heldenhaft, daß er weder Fahne noch Kuß eroberte, vielmehr unter Gelächter Herbeieilender mit Schand und Spott abziehen mußte. Der Pfarrer hatte zum Glück von diesem Angriffe nichts gewahrt, sonst hätte es wohl ein höllisches Wetter setzen mögen.

Es dunkelte, es wurde finster und sie waren noch lange nicht daheim. Das Beten unterwegs hatten sie aufgegeben, stolperten und tappten nur langsam so dahin auf schlechtem Wege. Der weißköpfige Alte hatte der Maria die Fahne abnehmen wollen, um sie einzuwickeln und die Stange bequemer über der Achsel tragen zu können. Aber das Dirndl gab sie nicht her, hoch aufrecht wie am Tage trug sie die Fahne in der Nacht, sie tat's ja nicht der Leute wegen und Gott hat auch in der Nacht helle Augen. Die Schar war merklich kleiner geworden und als endlich das Dörfchen Wildalpen erreicht wurde, löste sie sich schon halb

verſchlafen auf. Aber ehe das Dirndl noch die Fahne an den Alten abgeben konnte, war ein Augenblick, daß der grünausgebrämte Burſch' neben ihr ſtand und ihr etwas ins Ohr flüſterte. Da ſchwang ſie die Stange: „Soll ich dir eins geben?!"

Am nächſten Morgen wanderte das Dirndl ſeiner Heimatgegend zu und es kümmerte ſich niemand mehr um ſie — ausgenommen der eine. Der junge Großbauer Steinſchlachtinger ging eines Tages nach der Meſſe dem Pfarrer zu auf dem Kirchplatze und er möchte wiſſen, was es mit der Fahnlträgerin ſei?

Schief blinzelte der Pfarrer den Grünverbrämten an und ſagte endlich: „Schau du! Gewundert hätt's mich, wenn du nicht gekommen wärſt fragen. Hab's wohl wahrgenommen dazumal auf der Wallfahrt. Aber ich bin nicht ſo dumm, dir ihren Unterſchlupf zu verraten."

„Meiner Seel', Herr Pfarrer, die möcht' ich heiraten!"

„Das glaub' ich dir, Franzl. Aber ich fürcht', einen ſolchen Lotter nimmt ſie nicht."

„Mich ziemt, wenn ich die hätt', ſo wollt ich brav werden."

„Das iſt eine Red'," antwortete der Pfarrer. Aber als dieſer nachher bei einem Amtsbruderbeſuch in Gams

der Maria begegnete, die im schlechten Kitterl mit dem Spaten auf der Achsel ins Erdapfelgraben ging und er bei ihr gleich das Kuppeln versuchte für den jungen Burschen, antwortete sie scharf: „Er hat gesagt, wenn er mich hätt', nachher wollt' er brav werden? Ich laß ihm sagen: Wenn er erst brav wird, nachher kann er mich haben."

Drauf ein wenig ungleich der Pfarrer: „Aber 's ist ein blutarmer Bursch', muß ich sagen. Steinerschlagen tut er und geht's halt ein bissel kümmerlich her in seiner Hütten."

„Das macht mir nix, das Kümmerliche bin ich eh gewohnt. Wenn er brav wird, so mag ich ihn."

„Jesseles, Madl!" rief der Pfarrer aus und faßte sie an beiden Händen, als ob er auf der Straße mit ihr eins tanzen wollte, „du machst ja dein Glück! Ein reicher Bauer ist er. Der größt' in meiner Pfarr'! Und brav ist er so weit auch — wenn man die verliebten Übermütigkeiten ausnimmt. Und die gewöhnen sich im Ehestand bald ab. Also ich darf ihm sagen, daß er kommen mag? Schon am nächsten Sonntag, wenn ihr wollt, schmeiß' ich euch von der Kanzel herab."

Mit großen Augen, fast erschrocken, schaute sie auf, was ihr da widerfahren soll mit dem Burschen,

von dem ſie ſeit der Wallfahrt immer hat träumen müſſen.

„Siehſt du,“ rief der Pfarrer, „ſiehſt du, Dirndl, den Mann ſchickt dir die Zeller Mutter fürs Fahnltragen!“

Maria Ebenhoch.

Von

Robert Hohlbaum.

Auch im Winter zuweilen war Hans Reißenberger nach Hietzing gefahren, wie er sich selbst vorgab, um mit Pirkmayer über verschiedene wissenschaftliche Fragen zu sprechen, über die er nicht ganz im klaren war. Und sie hatten auch redlich disputiert, soweit ihnen der Papagei, der Gimpel und die anderen Mitglieder der Pirkmayerschen Familie dazu Muße ließen. Aber manchmal, wenn nebenan etwas laut wurde, hatte Reißenbergers Herz rascher gepocht in der Erwartung, jene glockenschwere Stimme zu hören, die damals „Leander, Leander!" gerufen hatte.

Ein paarmal hatte er Maria Ebenhoch gesehen. Aber nie allein. Immer in einer Umgebung, in die sie nicht hineinpaßte, im Küchengeruch, im dunkeln, staubigen Vorzimmer; und immer war die Mutter um sie, diese Mutter, die wohl auch einmal schön gewesen, schöner vielleicht als die Tochter, diese Mutter, die heute noch volles ungebleichtes Haar, dieselbe feine bebende Nase hatte wie Maria, nur ganz andere Augen. Vor diesen

Augen empfand Reißenberger ſtets einen Schauer, gegen den er vergeblich kämpfte.

Es war ein Maitag, wie er nur alle zehn Jahre einmal kommt. Als hätte die Sonne einen Maiweinrauſch, ſo ſelig leuchtete ſie, als hätte ſie mit den Vögeln gezecht in den hellichten Tag hinein; als tanzten die Blumen einen Reigen durch die ganze Welt, ſo kunterbunt leuchteten ſie durch den Schönbrunner Schloßpark. Feiergrün glänzte das Schloßdach, cremegelb die Wand. Hans Reißenberger hatte einmal das Bild einer Schönheit aus der Kongreßzeit geſehen, die hatte ein cremegelbes Kleid und einen dunkelgrünen, phosphoriſch leuchtenden Schal. An dieſes Bild mußte er denken, als er die breite Allee entlang ſchritt, barhaupt, und ſich den zagen Frühlingswind um die Stirne ſtreichen ließ, der es kaum wagte, all' der Schönheit zu ſchmeicheln.

Der große Platz, der zur Gloriette aufführte, war ein leuchtendes Bild. Tauſend Blumen, die er nicht kannte; nur eine große gezierte Schlüſſelblume grüßte ihn:

„Verlorn iſt daz ſlüezzelin . . ."

zog's ihm durch den Sinn und obwohl er kein Tondichter war, ſtellte ſich eine kleine ſpieldoſenartige Melodie dazu ein. Die begleitete ihn auf ſeinem ferneren Wege. Die nackten grauen Heidengötter duckten ſich ins

grüne Blattwerk. Der alte Burggendarm, der die Medaillen aus den Radetzkykämpfen trug, schlief im Stehen und erwachte von Reißenbergers Schritt. Der drückte ihm eine Zigarre in die Hand und nannte ihn Kamerad. Der Alte salutierte, und wieder fielen ihm die Augen zu.

Als Reißenberger vor Pirkmayers Türe stand, überkam ihn ein jähes Herzklopfen. Das ärgerte ihn. Er zwang es nieder und riß den Klingelzug. Er wartete; endlich wurde geöffnet. Maria Ebenhoch stand vor ihm. Eine Weile Schweigen. Dann fragte er. Nein, der Dr. Pirkmayer sei nicht daheim, er habe in der Stadt zu tun, beim Rektor, glaube sie, und die Mutter sei auch nicht daheim, sie sei ganz allein hier. Aber er solle nur nähertreten, er könne ihr helfen, schade, daß er kein Mediziner sei.

Im Zimmer war's kühl und dunkel; der Frühling fand nur spärlichen Einlaß durch die dichten Gardinen. In einem Lehnstuhl lag ein jammervolles schwarzes Bündel, das zuweilen aufwimmerte.

„Der Phylaxel ist heute so arg verbissen worden von unserm Hofhund. Freilich, recht geschieht ihm schon; er ist ein Stänkerer, hat den großen Kerl beim Fressen ankrakehlt. Der Dr. Pirkmayer war ganz verzweifelt. Er hat gar nicht fortgehen wollen, rein rausschmeißen

hab' ich ihn müssen. Jetzt mach ich dem Hundel Umschläg'."

Sie nahm dem Tiere die alte Binde ab, netzte sie im Wasser, wand sie aus und schlang sie dem Hunde wieder um den blutrünstigen Schädel. Reißenberger sah auf die schlanken feinen Finger, sah noch immer darauf, als sie schon den Kopf hob.

„Wo schaun S' denn hin? Da, setzen Sie sich. Ich bin schon fertig."

Eine kleine Pause trat ein. Dann begann Maria zu sprechen. Vom Dr. Pirkmayer und seinen Viechern, daß der Gimpel noch immer auf seinem Kopf säße und ihm die Haare zupfe, und daß der Doktor neulich wieder beinahe einen alten Milchwagenhund gekauft hätte, weil dem der Mann einen Boxer gegeben hatte. Und Reißenberger erzählte auch vom Dr. Pirkmayer: daß er im Grunde ein recht lieber gescheiter Mensch sei trotz seinen Eigenheiten und daß man ihn halt so nehmen müsse, wie er ist. Aber mitten in diesem hastigen Geplauder fiel ein Blick auf ihn, ein nur halb gewollter: ‚Warum sagst du das alles? Was geht uns der Dr. Pirkmayer an, wenn er auch ein noch so guter Kerl ist? Haben wir gar nichts sonst, das uns verbindet?'

Dann — vielleicht bereute sie den Blick — sprang

ſie auf und machte dem Hunde einen friſchen Umſchlag. Es wollte nicht recht gehen.

„Helfen S' mir doch!"

Reißenberger bemühte ſich, aber auch er war nicht recht geſchickt. Wahrſcheinlich hatte er den Hund zu hart angefaßt, der ſchnappte nach ihm, nach dem lahmen Arm. Reißenberger zuckte zuſammen.

„Hat er Sie 'biſſen?" rief ſie erſchreckt.

„Aber nein, es iſt nur," er wurde rot, denn er verſteckte ſein Gebrechen, ſo gut es ging, „ich bin halt an dem Arm ſo empfindlich, weil noch eine Kugel drin ſteckt von Solferino her."

Nun war er ganz blaß. Ein Krüppel war er. Da fühlte er ihre Hand über die ſeine ſtreichen. „Sie Armer, Sie Armer!"

Eine lange Pauſe. Dem Hunde war beſſer. Er ſchlief und jappte zuweilen im Traum.

Reißenbergers Blick glitt ſuchend durchs Zimmer und blieb auf einem Bilde haften. Es zeigte einen anſcheinend kleinen älteren Herrn.

„Ihr Vater?"

„Ja. Wie wiſſen Sie das? Ich ſeh' ihm gar nicht ähnlich."

Reißenberger verglich.

„O doch; Sie haben dieselben Augen.“

Aufdringlich laut tickte die Stehuhr in die folgende Stille hinein, Modergeruch stieg aus den alten Möbeln. Beklemmend legte er sich auf den Atem.

Maria Ebenhoch stand auf:

„Es ist nicht höflich von mir als Wirtin. Aber ich denke, Sie nehmen mir's nicht übel, es ist so schön draußen. Wollen wir nicht ins Freie? Aber nicht böse sein, ja! Der Phylaxel schlaft schon, einen frischen Umschlag hat er auch; ich denk', der Dr. Pirkmayer wird zufrieden sein.“

Bald standen sie auf der alten sonnenhellen Straße. Vom Dommayer herüber scholl Musik. „Die Schönbrunner“ waren's vom alten Lanner.

Ein leichtes Lächeln trat in Maria Ebenhochs Gesicht. „Ich möcht' da hinein. Ich hab' das so gern: Bunte Menschen und die Musik und der Frühling. Gehen wir?“

Bald saßen sie im alten Garten; Kaffee, Guglhupf, der Walzer und frische Vogelstimmen, die sich nicht viel um die menschliche Konkurrenz kümmerten. Ein paar Kavaliersblicke streiften Maria. In einem Spiegel des Salettes sah Reißenberger sich und die Frau. Und er, dem Eitelkeit immer fremd gewesen, bemerkte doch

mit Befriedigung: sie gaben kein schlechtes Paar. Als er wieder fortblickte, lächelte Maria.

„Sie haben unser Spiegelbild betrachtet?"

Er wurde rot wie ein Junge.

„Lassen Sie nur, ich hab' mir's auch angeschaut. Und hab' vielleicht dasselbe gedacht dabei wie Sie. Wir können uns schon sehen lassen, denk' ich." Wieder klang ein heißer Walzer auf. Marias Nasenflügel bebten, der Fuß wippte auf und nieder, ein unmerkliches Dehnen ging durch ihre Gestalt. „Ich möcht' jetzt tanzen. Oft hab' ich solchen Hunger nach Leben. Und manchmal am Abend mach' ich die Fenster auf und tanze für mich allein, bis ich müde werde."

Hans Reißenberger sah erstaunt auf:

„Vor Ihnen liegt doch das ganze Leben, Sie brauchen doch nur die Hand auszustrecken!"

Er fühlte, daß ihm heiß wurde. Wie hatte er gelebt den ganzen Winter lang? Wie ein Alter. Ein paar Bierabende und Bücher, Bücher. Oft fühlte er sich ja selbst alt. Heute nicht. Heute sah er, daß er noch recht jung war.

Maria Ebenhochs Blick hatte sich verdunkelt.

„Das sagen alle. Und haben ja vielleicht recht nach ihrer Weise. Manchmal glaub' ich's selbst. Und dann

kommt wieder der Schatten." Sie raffte sich auf. „Werden wir nicht philosophisch. Ich werd' Ihnen überhaupt komisch vorkommen. Sie werden sich denken, die macht sich wichtig; hat's notwendig mit ihrem alltäglichen Leben. Erzählen Sie doch einmal was! Irgend etwas aus Ihren Feldzügen."

Hans Reißenberger schüttelte den Kopf.

„Verlangen Sie das nicht! Sie stellen sich's ganz anders vor. Entweder es war alles so im Wirbel, daß einem nur ein ganz unklares Gedenken geblieben ist, das man nicht ausdrücken kann. Oder es ist im Rückschauen so lächerlich einfach. Oder", seine Stimme sank, „es ist so furchtbar, daß man's nicht ans Tageslicht zerren kann. Ich wenigsten kann's nicht."

Maria Ebenhoch zeichnete mit ihrem Sonnenschirm Kreise in den Sand.

„Sie verstehen mich doch nicht ganz richtig. Ich bin keine, die sich am Blut berauschen will. Aber ich möchte gerne recht viel von Ihnen wissen. Ich meine etwas ganz Merkwürdiges, Innerliches, Stilles, an dem andere vielleicht vorübergehen."

Hans Reißenberger sah ins Baumgrün auf.

„Etwas Merkwürdiges, Stilles soll ich erzählen?" Er dachte nach. „Ja, das Merkwürdigste, das ich er-

lebte, war wohl das Folgende: Es grenzt ſchon hart ans Narrentum. Bei, ja bei Magenta war's. Wir waren Reſerve und lagen hinter einem Weinberg. Dann kam der Befehl zum Vorgehen. Jeder wußte, in einer Viertelſtunde heißt's Bajonett auf! Ich führte als Erſter meinen Zug. Und als wir nun ſo Mann hinter Mann heraufkrochen, ſah ich eine Schnecke mitten auf dem Wege. Und die hab' ich genommen und hab' ſie auf eine Rebe geſetzt, ſo tief ins Blattwerk, daß ſie nicht mehr auf den Weg fallen konnte. Der ganze Zug hat halten müſſen deswegen. Ich will mich nicht ſchön machen. Ich bin kein ſolcher Tiernarr wie der Dr. Pirkmayer, ich hab' ſchon viele Bauernköter zuſammengeſchoſſen, wenn ſie mir meinen Gaul ſcheu machten. Und wenn ich heute an die Geſchichte mit der Schnecke denke, verſteh' ich ſie ſelber kaum."

Ganz warm ruhte Marias Blick auf ihm.

„Aber ich verſteh' ſie. Und nun weiß ich ſehr, ſehr viel von Ihnen; mehr als Sie ſelbſt wiſſen. Ich danke Ihnen." Wieder ſetzte die Muſik ein. Roſſinis Tell-ouverture. Plötzlich erblaßte Maria. Ihre Lippen zuckten, ſie biß die Zähne, krallte die Nägel in den Arm. Umſonſt. Ein paar Tränen, dann ſchluchzte ſie auf.

„Aber, Frau Maria! Warum weinen Sie denn?

Hab' ich sie verletzt? Sie müssen verzeihen, ich weiß zwar nicht wodurch, aber es ist schon möglich, die zehn Jahre da unten haben mich ein bissel verwildert. So beruhigen Sie sich doch!"

Sie schüttelte nur krampfhaft den Kopf und stand auf. Die Gäste wurden schon aufmerksam.

„Gehen wir!"

Eine Zeitlang schritten sie schweigend tief in den Schönbrunner Park hinein.

Endlich sagte sie, halb lächelnd:

„Ich hab' Ihnen eine schöne Szene gemacht, nicht wahr? Sie werden sich denken, die verrückte Komödiantin. Vielleicht haben Sie recht. Eine vornehme Dame von Welt hätte sich vielleicht beherrscht. Aber, das kam so plötzlich über mich! Sie werden sich vielleicht meiner schämen und mich nicht mehr mögen. Ich bin unbescheiden, wenn ich ‚nicht mehr' sage, was? Ich weiß doch nicht, ob ich Ihnen überhaupt sympathisch gewesen bin. Aber einerlei. Erklären muß ich's Ihnen doch. Ich muß weit ausholen. Sie haben heute gesagt, daß ich dieselben Augen habe wie mein Vater. Sehen Sie, darauf ist noch keiner gekommen. Sie haben's gesehen, weil mit Ihnen das Leben auch ärger umgesprungen ist als mit den anderen. Sie haben ganz

recht. Ich hab' die Augen vom Vater, und ich hab' auch das Herz von ihm. Die Mutter? Ach Gott! Na ja, jetzt ist sie recht gut mit mir, weil ich ihr was geben kann, aber früher? — Der Vater ist früh gestorben. Zu früh. Er hat den Kerl noch gekannt und hat ihn nie mögen. Hätt' ich ihm nur gefolgt! Aber da war die Mutter. Er hat mich geheiratet. Wenn nicht die Mutter gewesen wär, hätt' er mich vielleicht auch noch sitzen lassen. Aber die hat ihm mit einem Skandal gedroht. Es war alles so widerlich. Das andere können Sie sich denken. Ich hab' ein Kind gehabt. Ich glaub' nicht, daß ich eine gute Mutter war, im Anfang gewiß nicht. Gebüßt hab ich's. Dann, wie das halt so kommt, es mag wohl oft vorkommen. Es sind andere Frauen kommen. Bestien. Verzeihen Sie, der Ausdruck war nicht weiblich, ja. Aber, wissen Sie, es färbt doch manches ab von der Bühne. Da ist das Weib und die Racheluft stärker worden in mir als alles andere und da hab' — da hab' ich mich dem ersten besten gegeben. Dann kam der Skandal; das Kind ist bei ihm blieben. Und da, wie ich ganz verlassen war, ist die Sehnsucht über mich kommen nach dem Buben. Eine wahnsinnige Sehnsucht.

Ich hab' gebettelt, hab' mich erniedrigt, ich hab' auf den Knien vor ihm gelegen, ich hab' jedes fremde Kind

auf der Straße abgeküßt, in der Nacht hab' ich geschrien, ich war nah am Verrücktwerden. So hab' ich ein Jahr gelebt, zwei Jahr. Bis einmal eine gute Freundin — solche gibt's ja immer — mich gefragt hat, ob ich denn nicht weiß, daß mein Bub krank ist; Diphtheritis, und er wär schon zum Auslöschen. Wie eine Wilde bin ich hinauf. Und — sie haben mich nicht hineingelassen zu ihm. Am selben Abend ist er gestorben; ich hab' ihn nicht mehr gesehn. Wie erschlagen bin ich heim. Zu Haus bin ich gesessen, stundenlang. In der Nachbarwohnung hat eine Klavierlehrerin die Tellouverture gespielt, immerfort. — Seit der Zeit kann ich sie nimmer hören."

Am Anfange ihrer Worte hatte Hans Reißenberger ein sonderliches Gefühl angefallen. Er, der Verschlossene, empfand etwas wie peinliche Scham. Aber nun war er erschüttert. Tiefes Mitleid keimte auf und damit mischte sich ein seltsamer Haß gegen den Mann.

„Und — wo — ist — der?" fragte er.

„Der ist tot," sagte sie gleichmütig.

Kaum gewollt, stieß er's hervor:

„Und Sie sind allein geblieben?"

Da sah sie ganz frei zu ihm auf.

„Ja. Nicht aus Moral, o nein. Und nicht aus Kälte.

Wär' ich kalt gewesen, hätte ich mir ja meine erste Erfahrung erspart. Aus Furcht blieb ich allein. Als ich mich wegwarf, an den Zweiten, da waren die Stunden nach dem Genuß von einer so toten grauenvollen Leere, die Stunden möcht' ich nicht wieder erleben." Sie gab sich plötzlich einen Ruck. „Warum erzähl' ich Ihnen das alles? Glauben Sie nicht, daß mir das Herz so auf der Zunge sitzt. Ich hab's noch keinem gesagt."

Ein ganz neues Fühlen ergriff Hans Reißenberger. Das Weib war ihm bisher nur Geschlechtsgenossin gewesen. Die Stunden der Leere nach dem Genuß, die kannte auch er. Und plötzlich überkam es ihn wie Heimweh. Heimweh nach einem Menschen. War er nicht eben so einsam wie die Frau neben ihm? Diese Frau, die plötzlich seinem Herzen so nahe gerückt war wie niemand noch, die er liebte, jetzt wußte er's, liebte wie ein Kind, das man streichelt, wie einen Freund, dem man die Hand drückt und doch auch wie ein Weib, das man begehrt.

Er blieb stehen.

„Warum? Warum? Ich weiß es. Maria, auch ich war immer allein wie du. Gib mir die Hand!"

Wortlos überließ sie ihm die Rechte. Und sie gingen

weiter, Hand in Hand, wie im Traum. Erſt bei den erſten Laternen von Mariahilf zog Maria Ebenhoch den Arm zurück.

„Wie die Kinder ſind wir.“ Ein ganz glückliches Lächeln lag auf ihrem Geſicht.

„Ich bin heute frei, Hans, ich ſpiel' nicht. Der Abend gehört dir. Willſt du ihn?“

Wie im Traum gingen ſie weiter. Durch ganz enge verwunſchene Gäßchen. Vor einem mittelgroßen Hauſe auf dem Rennweg hielt Maria.

„Hier wohn' ich,“ ſagte ſie leiſe.

Und es war beiden ſo ſelbſtverſtändlich, daß er mit ihr ging. Ein nie gekanntes Gefühl des Behagens ergriff ihn, als die Lampe ihren beſcheidenen Schein über den gedeckten Tiſch ſtrömte und Maria an der Teemaſchine hantierte. Er ſchloß die Augen. Und mit einmal umſchlangen weiche Arme ſeinen Hals. — — —

Es dämmerte noch, als Hans Reißenberger erwachte. Leiſe richtete er ſich auf. Er mußte ſich nicht erſt beſinnen, denn er hatte auch von Maria geträumt. Behutſam beugte er ſich hinüber nach der Schlafenden. Nun ſie die Augen geſchloſſen hatte, die großen wiſſenden Augen, lag ſie wie ein lächelndes Kind. Lange ſah er ſie an.

Dann trat er ans Fenſter und ſtieß die Flügel auf. Im erſten weißen Lichte lag drüben der Garten des Belvedere. Die erſten Vögel wurden laut. Wie ein ganz fernes Orcheſter klang es von Geigen, Flöten und Harfen. Hans Reißenberger ſog das alles tief in ſich ein. Es war eine neue Welt. — Langſam kleidete er ſich an. Noch einmal ſah er nach Maria. Dann ſchlich er fort.

Von keinem geſehen, trat er durch das eben geöffnete Haustor ins Freie.

Die ſieben Magenbräute.

Von

Karl Söhle.

Meine didaktiſche und methodiſche Kunſt und Wiſſenſchaft, ja, ach Gott, nun galt's ſie anzuwenden!

Ach, lange zog ſo ein Schultag ſich hin. Die Stundenzeit mußte immerhin innegehalten werden, wenn's ja auch nicht allzu genau darauf ankam, denn wenn ich etwas abknappte dann und wann, war's den Kindern ſchon recht, und den Eltern auch, denn man hatte die größeren Sprößlinge in der Wirtſchaft doch immer gern zur Hand.

Wehe, auf der oberſten Bank meine Großen! Freilich: „den ungeratnen Kindern verhaut er auch den ...“! Das ließ ich aber lieber bleiben, klugerweiſe, ich konnte es ſonſt leicht erleben, daß man ſich mir widerſetzte. Wie's Herrn Lüdeking widerfahren war. Nachdem ich mich eine Zeitlang mit den großen Lümmeln herumgequält und in meiner Langmut mich erſchöpft hatte, riß mir die Geduld. Ei, ihr Böcke, ſo fahrt zur Hölle! Dagegen machten mir die noch unverdorbenen Lämmlein vielfach Freude. Ich verſtand's, mir ihre Herzchen zu

gewinnen, und so brachte ich sie auch ganz gut vorwärts, sie lernten mit Eifer die kleinen und großen Buchstaben in der Hahnenfibel. In der Singstunde aber breche ich schon bald sogar den schlimmsten Böcken die Hörner, daß da wenigstens sich Friede herabsenkt auch auf die oberste Bank — den Verbrecherwinkel. Dies Wunder vollbringe ich mit meinem Geigenspiel. Da hat mich der Musikant. Völlig vergesse ich mich manchmal, ganze Sätze geigend, aus Sonaten, Trios, Quartetten, und man starrt mich an wie einen Zauberer.

Es war Spätherbst geworden mittlerweile, die Novemberstürme fegten über die Heide daher mit wildem Geheul, und wenn schon Wind und Regen einmal aussetzten, braute der Fuchs. Meine Kummerbirken standen nun völlig kahl. Überhaupt kaum eine Spur mehr von Leben draußen. Selbst für die Galgenvögel ist die Gegend zu power. Wenn einzelne zuweilen in der Abenddämmerung über die Heide fliegen, schräghin, eilig und mit sicherem Kurs, um nur möglichst schnell in eine wirtlichere Gegend zu kommen, da schaue ich immer ihnen nach: ach, daß ich mit könnte!

Exkollege Lüdeking aber saß immer noch fest im Dorfe, mit seinem Siegelring und seiner Panzerkette aus Tombak.

Immer trübseliger die Tage. Kälte fiel ein. Entsetzlich einsam fühlte ich mich. Großmutters Wohnküche suchte ich nun öfter auf. Mit der guten Alten war nicht allzuviel anzufangen, aber ihr stets warmer Kochofen war mir ein guter Tröster. So fleißig sie auch immer ihr Spinnrad schnurren ließ, sie klöhnte schon gern dabei, selbst wenn sie zwei Fäden spann und schärfer aufpassen mußte, und oft erzählte sie mir von ihrem verschollenen einzigen Jungen, der war, lieber Gott, gleich von seiner ersten Fahrt als Schiffsjunge mit einem Holzschiff nach dem fernen Brunsilgen nicht wieder heimgekehrt. Wenn ich ihr lange mit halbem Ohr zugehört hatte und statt mit Worten ihr zuletzt nur noch mit Seufzern antwortete, da tröstete sie mich wohl: „J wat denn, nich dahlkriegen laten, Sei möten sick hier man irst ornlich rinfreten in den Kram. Un man fix ne junge Fru rinn in't Hus, Herr Barkebusch, un in'n Kaben 'ne ornliche Söge. Süh, de veelen hübschen Deerns hier, da sünd Dannemanns öhre twee, Minchen un Gesche, und Ohlmanns öhre, Dortchen, Fiechen un Lieschen un Nettchen, un Puvogels öhre, Stine un Minchen un Hannchen, un Appel-Wätjen öhre veier, un de kriegt — jede — bare söshunnert Daler mit un ok noch 'n grooten Kistenwagen."

Ich winke heftig ab: „Ich heirate nicht!“ Jedoch immer an Adelheid Esping denke ich, wenn die Alte vom Heiraten anfängt. Einmal aber vergesse ich mich, und ich stöhne und seufze dermaßen, als bräche mir das Herz auseinander.

Die Alte erschrickt, sie sieht mich besorgt an: „Na, aewerst —? Hm, denn doch 'ne Piepe Tobak, smöken, Herr Barkebusch, is ok 'n Trost, dabi vergaht de dummen Gedanken.“

Sie mag damit schon recht haben.

Alle meine Vorgänger, erzählt sie weiter, hätten die lange Pfeife eigentlich nur während des Schulehaltens ausgehen lassen. Und sie singt, um's recht klug und gut zu machen, zum schnurrenden Spinnrad, zahnlos, piepsig, zitterig:

„Wenn eins geheirat' hat, dann geht's ganz anders,
Da ist gewiß die schönste Zeit vorbei!
Drum sag ich noch einmal,
Schön sein die zwanz'ger Jahr,
Schön ist die Ju-u-gend,
Sie kehrt nicht mehr!“

Am nächsten schulfreien Nachmittag kaufte ich mir im Kirchdorfe eine lange Pfeife von wohlriechendem Weichsel, ferner einen Tabakskasten, Tabaksbeutel und

ein großes Paket Paſtorentabak. Wirklich, ich hatte noch keinen Schulmeiſter ohne lange Pfeife gekannt, und darum: die pädagogiſche Pfeife des Troſtes, ſie ſei geſegnet! Aufrichtige und große Mühe gab ich mir, am Rauchen Geſchmack zu finden. Ich übte auch gleich allerhand Künſte, in Erinnerung an Küſter Stute, Ringelblaſen, durch die Naſe qualmen und dergleichen mehr, und die Großmutter machte mir Fidibuſſe. Leider mußte ich dafür büßen, und nun aber kochte Großmutter mir Fliedertee.

So rückte die Zeit weiter und in den Dezember hinein. Mit dem erſten Schneefall, der die ganze Gegend völlig in ein Leichentuch hüllte, gab's auch wirklich eine Leiche im Dorfe. Dem Gerd Barbraake ſtarb die Frau. Hochwürden ſchrieb, er könne bei dem Schnee unmöglich herauskommen, der neue junge Lehrer — alſo meine Wenigkeit! — ſolle am Sarge einige erbauliche Worte ſprechen, ich möchte eine von den großen Betrachtungen über Tod, Begräbnis, Gericht, Auferſtehung und ewiges Leben aus der angehängten Gebetſammlung im Kirchengeſangbuche ableſen.

Herrgott! Aber bloß was „ableſen"? Nein, ſelber einen Leichentext verfaſſen, einen richtigen! Ich mache mich an die Arbeit, an Großmutters Ofen, längelang

mit den Beinen in der tiefen Kochröhre, und unter den bewundernden Augen der Alten. Draußen heult der Schneesturm, bei Großmutter aber ist's warm und traulich und still. Nur das Kritzeln meiner Feder ist zu hören. Dazwischen ab und zu Großmutters bewundernde Ausrufe: „Nee, wo dat flutscht! So 'n Kopp! 'n Liekentext, is't tau glöwen!"

Tüchtig in Zitaten packe ich aus. Aus alten Kirchenliedern und kühnlich auch aus weltlichen Dichtungen. Die unterschiedlichen Möglichkeiten des Todes schildere ich, in einer unmäßig bilderreichen Sprache, mit so viel Schwung und Erhabenheit, ich ergehe mich ganz unwillkürlich in freien Rhythmen, ja auch in Reimen. Beredt preise ich die christlichen Tugenden der Entschlafenen, obschon ich sie nie gesehen hatte und eigentlich kaum mehr von ihr weiß, als daß sie eine alte Muffel war. Mit einem regelrechten Leichenkarmen, das dermaleinstige Wiedersehen und die himmlischen Freuden schildernd, in vielen Versen, schließe ich ab.

Mein Leichentext machte tiefe Wirkung am anderen Tage bei der Feier. Ich stand in meinem Gottestischrock am Kopfende des Sarges, und ich sprach frei, mit sehr viel Betonung, sehr vielen Gesten. Sofort wirkten meine Worte, gleich wurde herzbrechend viel geschluchzt von

den Frauen. Auf der düsteren und verräucherten Scheundiele war die Leiche aufgebahrt. Etliche übel qualmende und stinkende Kerzen, in Bierflaschen, warfen gespenstische Schatten. Auch die Kühe, zu beiden Seiten der Diele, hörten mir andächtig mit zu. Leider aber quiekten und rumorten zuletzt ziemlich arg die Schweine in den Kobern, sie hatten wohl Hunger bekommen, just als ich mich über die Wiederkunft Christi verbreitete. Und als ich überleite von den Schrecken des Jüngsten Gerichtes auf die himmlischen Freuden, plötzlich legt in nächster Nähe eine einfältige Henne ihr gerade fälliges Ei, mit steinerweichendem „Gagagagagagagei"! Ich muß stoppen. Ein beherztes Knechtlein aber steht auf, greift zu und steckt das rücksichtslose Vieh hinaus. Draußen geht's aber noch eine gute Weile fort: „Gagagagagagagei, Gagagagagagagagei!"

Als ich endlich mit Herzhaftigkeit „A — m — e — n" gesagt habe, ist des Wunderwerkens kein Ende. Und ich höre, man raunt sich zu: „Nee, ok so 'n schönen Liekentext! All de veelen schönen Liederverse da in!" Und was ihnen am meisten Hochachtung abnötigte: ich hatte frei gesprochen. „Allens slank unner de Mütze weg."

„Nee, dat könn Lüdeking nich!"

Man vergleicht mich mit Herrn Lüdeking, gibt mir den Vorzug!

„Kinners," geht das Geschwöge immer noch weiter, „hei hat't in sick, ja un hei is süß ok 'n ganzen vegelanten Minschen, hei is ganz anners as Lüdeking seggt. Och leiwer Gott, man blot so dünndarwig!"

Ich war damals sehr dürr und hochaufgeschossen.

„Wie möten'n uns nu ornlich rutfuddern!" —

Die Leiche wurde endlich auf dem Schlitten nach dem Kirchhof gebracht. Zuvörderst aber wurde natürlich gehörig gefrühstückt und Köhm getrunken, nach alter Gewohnheit. Ich mußte neben dem trauernden Witwer sitzen. Er bat mich, ihm doch mein großes Leichenkarmen abzuschreiben. Von nun ab solle ich's gut haben, keiner solle mir an den Wagen fahren, denn man wisse doch mit mir nun wie und wo.

Kaum hatte er die Abschrift, gleich erhielt ich zur Belohnung und Anerkennung und um mit dem Herausfuttern einen guten Anfang zu machen: einen großen Preßkopf, vier fettblanke Mettwürste, Grütz- und Blutwürste, einen tüchtigen Klumpen Butter, ein Stück Scheibenhonig und einen Fladen Kümmelkäse.

Und Exkollege Lüdeking nun — er nahm in seinem Ärger polnischen Abschied, er gab sich einen Ruck und

ſtellte ſich und blieb dabei und „kapitulierte", und ſo wird er jedenfalls aufgerückt ſein nach und nach bis zum Feldwebel und einem wahren Prachtexemplar von einem ſolchen, breit und ſtattlich und lungenſtark und trinkfeſt.

* *
*

Der neue Schulmeiſter hatte es nun gut. Und gar als ſo um Mitte Dezember die richtige große Schlachtezeit einſetzte, wurde aus dem Herausfüttern ſchier ein Mäſten. Nun bekam ich ſo viele Würſte „tau prauwen", ich konnte mit dem beſten Willen gar nicht alles bewältigen. Großmutter mußte helfen. Ich reihte ſie aneinander, alle die fetten und appetitlichen Würſte an einem Bohnenſchacht, und es ſah aus bei mir wie in einem Fleiſcherladen. Und auch viele Einladungen erfolgten. Jeder Bauer will den neuen Schulmeiſter einmal bewirten, nach beſtem Vermögen. Iſt des Schwögens über meinen Leichentext kein Ende, und man bittet mich praktiſchermaßen gleich noch um allerhand anderweitige Karmina ſo für den Hausgebrauch, für Geburtstag, Hochzeit und Kindstaufe, um welche für Richt- und Ernteköſt uſw., ſtets und für alles bin ich zu haben, froh, meine Reimkunſt nun auch einmal prak-

tisch anzuwenden. Item auch den verehrlichen Liebesleuten halte ich mich bestens empfohlen.

Sonderlich in zwei Häusern bemühte man sich um den neuen Schulmeister, von dem es hieß, er wäre so klug „liek as 'n Pastor". In den töchtergesegneten Familien des reichen Pächters Puvogel und des nicht minder schwer hintersetzten, großen Vollkötners Appel-Wätje.

Die schwarzhaarigen und hitzigen Puvogelschen — durchaus einen Schulmeister wollten sie haben. Sind sie doch gebildet, nämlich stets aufgedonnert nach der neuesten Mode. So enges Schuhwerk tragen sie, sie können kaum darin humpeln. Sie glänzen und gleißen — goldene Ketten tragen sie, Armbänder, Ohrringe, Broschen, an den dicken Fingern goldene Ringe mit funkelnden Steinen. Hannchen aber, die jüngste und hübscheste, hatte sofort Herrn Lüdeking die Geschenke zurückgeschickt, als mein großer Triumph ihr zu Ohren gekommen war.

Gleich machten die drei Puvogelschen mir Fensterpromenaden. Trotz zehn Grad Kälte. Als ich ihnen nicht den Gefallen tat, genauer herauszugucken, fielen sie kurzentschlossen bei der Großmutter ein, die mußte unter irgend einem Vorwand mich mit ihnen bekannt machen.

Die gute Alte lachte darob hinten im Halse. Sie kannte die Welt.

Man gab mir zu verstehen, ich könnte sofort die Kost bei ihnen haben und gut. Allein, Teufel, ich trotzte, blieb im Kruge. Und nun kamen sie oft und brachten mir mit verschiedenartige Würste, Rauchfleisch, leckere Sülzen, um damit durch den Magen des neuen Schulmeisters Liebe zu entfachen zunächst, und aber auch gleichsam wie durch fortwährend nachgegossenes Öl die erweckte Flamme zu unterhalten und zu schüren. Man lud den neuen Schulmeister auch häufig ein, und jedesmal wurde gebacken, gesotten, gekocht und gebraten, der Herd zischte, schnob und glühte wie eine Schnellzugslokomotive. Alles in der Zubereitung nur so schwimmend in Butter oder Schmalz, mit größter Verschwendung, um's so lecker wie möglich zu machen. Man hatte es ja. In Gemütsruhe läßt der neue Schulmeister bei Puvogels sich nudeln, hernach aber, wenn er auf der Ofenbank verdaut, ja, Gott, da denkt er immer statt an das liebhungrige Hannchen an Adelaide. Adelaiden gehört sein Herz, dem Hannchen dagegen — pfui, schön ist's freilich nicht von ihm — nur der Magen.

Durchaus aber auch die vier Appel-Wätjenschen in Pahlsen wollen einen Schulmeister freien, wahrhaftig,

und die ſind nicht minder ſchwer hinterſetzt wie die Puvogelſchen! Der Wätjenſche Hof liegt zwar etwas weiter von der Schule entfernt, dafür aber inmitten ſchöner Apfelbäume, während um Puvogels nur Runkelrüben und Kartoffeln wachſen. Die Puvogelſchen ſind ſchlank, brünett und dunkel im Teint, ſchwarzäugig und ſehr hitzigen Temperamentes. Dagegen die vier Schweſtern Wätjen, die ſind blauäugig, vollbuſig, rundlich und mollig und breit in den Hüften, alle vier haben dieſelben kugelrunden Geſichter mit hochroten Bäckchen, ganz ſo wie ihre berühmten Äpfel. Die machen nun auch mobil. Die Puvogelſchen bombardieren des neuen Schulmeiſters Herz mit Würſten, die Wätjenſchen dagegen beſchießen es mit Äpfeln. Schmunzelnd empfängt Großmutter jetzt auch die Appel-Wätjenſchen. Ein bißchen kuppeln tut ja jedes ältere Weiblein gern, auch das ſonſthin beſtgeſinnte. Schlau weiß ſie auch immer den neuen Schulmeiſter heranzulotſen, mögen bei ihr gelandet haben die Puvogelſchen oder von der anderen Küſte die Appel-Wätjenſchen. Jedoch ſchändlichermaßen hüben wie drüben — wenn er bei Appel-Wätjen im Großvaterſtuhl die ſchönen Apfelkuchen, die leckeren Apfelſülzen verdaut, umgeben von den vier liebehungrigen, blonden, rotbäckigen, vollbuſigen Schönen:

Adelaide iſt und bleibt auch hier ſeine Herzens-, ſeine Seelenbraut, und alle vereinten Anſtrengungen ſeiner ſieben Magenbräute ſind für die Katz.

Der große Wettbewerb um des neuen Schulmeiſters zähes Herz wird auf beiden Seiten mit jedem Tage energiſcher betrieben. Die Eiferſucht greift furioſe dahinter. Jetzt wahrhaftig gleicht des Schulmeiſters Stube einem förmlichen Delikateſſenladen. Der Schulmeiſter ſetzt Fett an. Großmutter auch. Und die Spannung im Dorfe: wie der große Liebeskampf ſchließlich wohl auslaufen, welcher Köder ſich am beſten bewähren möchte?

Es bleibt unentſchieden. Zwiſchen den Puvogelſchen und Appel-Wätjenſchen aber kommt's wahrhaftig zu einer wahren Amazonenſchlacht, als ſie in der Schulkate ſich einmal unverſehens begegnen. Gleich ohrfeigt man ſich, man reißt ſich an den Haaren, kufft und pufft, ſchlägt, tritt, kratzt und beißt ſich, und beide Parteien laſſen Haare, ſchwarze und blonde. —

Allgemach fand ich mich einigermaßen in mein Schickſal hinein. Ich nahm alſo das Leben in Mufrika möglichſt von der nahrhaften, magentröſtenden Seite. Ich ſchmökte, verſah meinen Schuldienſt ſo gut es gehen wollte, mehr aus verdammter Pflicht, denn aus Intereſſe oder gar Freude daran. Ich ſaß bei der Großmutter und

ließ mich von ihr bewundern, und ich empfing hier auch — mein Zimmer war jetzt wirklich nur noch Speisekammer — abwechselnd die sieben Magenbräute, die brachten hier dar ihre Opfergaben dem Moloch der Liebe.

Das Glück mit meinem Leichentext! Förmlich mit Gewalt sollte es mir gut gehen. Man ja warm halten den neuen Schulmeister, daß er nicht gleich wieder fort will auf eine besser bezahlte, größere Stelle. So dachte man. Und so möchte ich, um mir meine Einkünfte aufzubessern, auch Ernst machen nachgerade mit der Schweinezucht. Los, frisch beherzt, mit Verstand und Geschick und mit Gottes Hilfe! Man wolle mir nach bestem Wissen raten und beistehen, damit schlechte Erfahrungen möglichst mir erspart blieben. Wie ich klug und richtig zu füttern hätte, darüber belehrte man mich, über die Wichtigkeit der Rasse, die Beschaffenheit der Zuchtsau usw. Denn wie die Sau, so der Segen — die Ferkel. Des ferneren belehrte man mich über die Behandlung der Ferkel, in der ersten halben Stunde, am ersten, zweiten, dritten Tag usw. über die Pflege der Sau im Wochenbett usw.

* *
*

Es ging nun stark auf Weihnachten. Mir aber war in Mufrika nicht weihnachtlich zumute, in meiner Verlassenheit. Ging das Beste mir ja hier verloren, ich wurde nichts gewahr von den traulichen letzten Tagen der Vorbereitung, mit ihrer Heimlichkeit, ihrer Betriebsamkeit und allen dazu leise sich regenden guten Gedanken, Gefühlen, Wünschen. Wo in aller Augen schon ein Abglanz des Lichterbaumes schimmert. Wo in Güte der Mensch an den Menschen glaubt, eingedenk der Apostelworte: „Liebet euch untereinander — wohlzutun und mitzuteilen, vergesset nicht — geben ist seliger, denn nehmen." Wo alle die wonnesamen, alten Weihnachtslieder schon leise die Welt durchzittern. Wo abends jedes winzige Scheinchen Licht durch die Ritzen der Fensterläden einem schon so viel sagt. Wo im Schneedämmer die Kirchen so treumütterlich einen an sich heranwinken, vom Turm jeder Glockenschlag mahnt, ganz das Gute nun walten zu lassen, alles, alles gut sein zu lassen, und zu vertrauen, zu glauben, zu lieben.

Schon seit mehreren Wochen hatte ich von zu Hause nichts gehört. Sollte die Schwester inzwischen kränker geworden sein? Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, da erhielt ich spät am Christabend noch das sehnlichst erwartete Weihnachtspaket aus dem Eltern-

hauſe. Laut jubelte immerfort die Freude in mir auf, als ich's auspackte und alle die guten Sachen Großmutter zeigte! Ein Stück Butterkuchen, braune Kuchen, eine Vierteltüte Kaffeebohnen, und Großmutter beeilt ſich, Kaffee zu kochen, als von wirklichen Bohnen, damit er würdig ſei des knuſperigen, heimatlichen Butterkuchens. Währenddem leſe ich den Brief. Von den Eltern erſt ein paar gute Worte, und danach ſchreibt Wieschen mir allerhand Neuigkeiten aus dem Dorfe, wie immer, und zuletzt aber, am Rande, bemerkt ſie noch: „Adelheid Eſping war kürzlich auch wieder hier zum Beſuch, ſie läßt dich grüßen und anfragen, ob denn das Verſprochene noch nicht bald fertig wäre. Du wüßteſt ſchon, was."

Adelaide — das Verſprochene! Sie wartet darauf, ich darf ihr's ſchicken, ihr ſchreiben dabei, in Briefwechſel mit ihr treten! Und überdies, ich weiß es ja, zwiſchen ihr und Schorſe war's nichts geworden, Gott im Himmel, ſo hab' ich freie Bahn! Raſend vor Freude ſpringe ich herum. Ich renne Großmutter über den Haufen, als ſie mit dem fertigen Kaffee hereinkommt. Ihre alten vertrockneten Hände ergreife ich, ihr krummes und ganz eingehutzeltes Körperchen, und ich kreiſele ſie herum wie ein Tirolerbub ſein Madel.

In der Christnacht noch machte ich mich daran, als Großmutter unter ihrem gewaltigen, rot- und weißkarierten Deckbett wohl träumen mochte von ihrem Einzigen, im untergegangenen Holzschiff, gleich auf der ersten Fahrt nach dem fernen Brunsilgen. Den Titel habe ich ja schon. Mein Kuppellämpchen habe ich vorm Bett auf einem Schemel stehen, es schwalcht manchmal arg, wenn so der Wind vom undichten Fensterchen herüberstößt. Mein Kopf glüht, meine Augen brennen im dämonischen Schaffensdrang. Wie ein Aar reckt aus meine Phantasie die Schwingen. Im alten Mexiko lasse ich einen jungen aztekischen Prinzen lustwandeln zunächst am blauen Gestade, mit ihr, der einzig Geliebten. Und der edle König Montezuma erscheint, mit großem Gepränge, er segnet mit seinen königlichen Händen das edle Paar. So weit der erste Gesang. Nun aber das Schicksal. Die Spanier kommen herangesegelt, der grausame Fernando Cortez belagert die Stadt. Ein idealer Kriegsheld, vollbringt unerhörte Heldentaten der edle Prinz, und fast gerettet hätte er die Stadt. Aber Mexiko fällt zuletzt, König Montezuma, alle edeln Geschlechter gehen zugrunde, und als die letzten natürlich gemeinsam auch die Liebenden.

Den ersten Gesang brachte ich zu Ende in einem Zug,

auf Großmutters Hackbrett, und als der Morgen graute und die Lampe arg ſtinkend erloſch, ganz ſteif gefroren kroch ich nun unter die Decke und ſchlief ſchließlich auch noch etwas. An Großmutters Ofen dichtete ich danach weiter. So wurde es Mittag, und kamen jetzt von beiden Küſten her kurz nacheinander die ſieben Bräute angeſegelt. Schleunig ſalvierte ich mich aber und kroch mit meinem Manuſkript wieder ins Bett. Großmutter mußte beide Parteien empfangen und vertröſten. Hannchen hatte mir zum Weihnachten ein Sitzkiſſen geſtickt. Ein Fuchskopf prangt darauf, aus Roſen hervorlugend. Sehr ſchön, will man ſich aber daraufſetzen, ob da nicht, hm, der Fuchs beißen und die Roſen ſtechen möchten —.

Ganz herunter kam ich, mit ſolcher Leidenſchaft war ich am Werk. Erſt als ich völlig fertig war mit der Reinſchrift und allem, auch mit der vorangeſtellten Widmung, in Stanzen, nach etwa ſechs Wochen, war ich wieder im allgemeinen Menſch und verſah wieder mit etwas mehr Genauigkeit meinen Schuldienſt. Drunter und drüber war's gegangen inzwiſchen in der Schule. Mir war alles gleich geweſen, ſo mächtig ſtand ich im Bann der Muſe.

Ich ſchicke ihr mein Werk, und gleich erhalte ich von

ihr ein Brieflein, rosafarben und nach Rosen duftend, wahrhaftig, oh und auch noch nach Nelken! Sprühenden Geistes schreibt sie, alle feinsten Feinheiten schmeckt sie mir nach! Schwillt darob hoch auf mein Glück, wie die Flut zum Mond. Springflut, Sturmflut! Seeschwalben, Möwen der Gedanken hinflatternd über das brausende Meer der Gefühle, Adler — Seeadler der Gefühle, herrlich, grandios! Und so dichte ich weiter. Zwei große Oden zunächst: „Meine Sonne" betitelt und „Weltenwonne". Verwandelt allda die Schneewüste um mich sich stracks in den Garten Eden. Ich sehe und rieche die herrlichsten Blumen, wo um mich unterm Schnee doch nur Heide wächst und höchstens noch Brahm. Die Tümpel und Moorlöcher verwandeln sich in Weiher, mit Schwänen, so melodisch sich bewegen. Sind meine Kummerbirken abwechselnd Zedern, Palmen, Zypressen, Lorbeerbäume, und mit Nachtigallen darauf. Meine erbärmliche Schulkate ist ein Zauberschloß, Großmutter Dunekake eine edle Fürstin und Königinmutter, oder auch — je nachdem — eine Zauberin, Hexe, Norne. Meine lange Pfeife hängt am Nagel und verstaubt, und zu niemandem im Dorfe gehe ich jetzt mehr. So entsteht ein Liebesgedicht nach dem andern, zur Verherrlichung der fernen Geliebten, und meine daheim schon

unter den Musen- und Weihebirken angelegte Gedichtsammlung „Adelaide" schwillt an, lawinenartig. Oh, wie mich's durchschauert allemal, wenn ich sie duze, in meinen Versen! Mein — dein, dir — mir —: ist doch das Duzen in Versen erlaubt, ja geboten, und das ist fast das Schönste dabei.

Zu ihrem Geburtstag Ostern beeilte ich mich, eine Auswahl für sie zu treffen. Die allzu feurigen Verse und allzu deutlichen ließ ich weg wohlweislich, dafür mehr die „tiefen" auswählend, die philosophisch zugespitzten, beschaulichen, melancholischen, worin die Liebe nur mehr eine symbolische Bedeutung hat und keine egoistisch-verlangende. Ziemlich lange blieb diesmal die Antwort aus, was mir einigermaßen Schmerz bereitete und mein Schaffen etwas eindämmte. Endlich aber, und der Brief duftet nach Veilchen — nach Veilchen, ganz unzweifelhaft! Sie zollt meinen Gedichten im allgemeinen wieder Anerkennung.

Und gleich noch eine Folge von frisch vollendeten Ostergedichten schicke ich ihr, von Auferstehen, osterlichem Erwachen, Aufkeimen der Saat, der Hoffnung, der — Liebe singen sie, in zarten und auch beweglichen Tönen, und davon das letzte, das allerdings geht doch wohl etwas weit.

Sehr — ſehr lange ſchwieg ſie darauf. Im Kummer des Wartens verging ſchließlich ganz und gar mir die Stimmung, und nun machte ich mich daran und ſammelte und ſichtete. Dabei aber beſchleichen mich eitle Anwandlungen, es juckt mich, Großmutter einiges vorzuleſen.

Großmutter hält ihr Spinnrad an, ſie muſchelt beide Hände um ihre Ohren und gibt ſich redlich Mühe, aus meinen hohen Worten irgend einen vernünftigen Sinn herauszuhören. Ihr Staunen nach faſt jedem Satz iſt jedenfalls tief aufrichtig gemeint. Gleich beim erſten „Adelaide" ſtutzt ſie. Wie, nicht Hannchen, Lieſchen, Nettchen, Fiechen, Stine, Geſche, Minchen? Und treuherzig bemerkt ſie: Bei meinem Kopf könnte ich vielleicht auch noch höhere Anſprüche machen, auf eine, die „noch veel wat mehr aewer'n Steert" habe wie die Puvogelſchen, die Appel-Wätjenſchen. Auf eine mit tauſend Talern Mitgift in bar, mitſamt Kiſtenwagen, Kuh und prämierter Zuchtſau. Ich ſolle mich daher lieber erſt noch genauer umſehen unter den Töchtern des Landes, es auf keinen Fall billig tun.

Der junge Dichter.

Von

Rudolf Hans Bartsch.

Huckwald warf sich wieder ans Herz der Landschaft, und das war gut.

Ich glaube, daß die Stadt Graz, die nahe an Süden hingeschenkt ist und dennoch von den rauhen Waldbergen der Hochalpen ihr jähes und rücksichtslos umspringendes Klima empfängt, daß sie dies auf die Menschen dort überträgt. Härte und Milde, Launenhaftigkeit und Treue, Ungerechtigkeit und Begeisterung wachsen dort so nahe aneinander, daß jeder, der dort leben muß, von allem zu kosten bekommt. Es ist aber sonderbar, daß immer Städte mit solchem Wechsel von Bergwind und Südhauch das höchste erzeugen, was Menschengeist erreichen kann und daß gerade aus solchen undankbaren, fenstereinschlagenden und aprilhaften Bewohnerschaften sieghafte Geister erstehen. Diese kleine Stadt wird sicherlich noch viele große Namen aus sich erzeugen, gleichwie Athen, Florenz und Paris.

Am Saume zweier Wetterzonen gelegen zu sein, scheint vor Gott mehr zu gelten, als wenn durch poli-

tische Zufälle eine Stadt zur Kapitale irgend eines mächtig gewordenen, großen Hühnerstalles geworden ist. Die Fertigen ziehen wohl nach Golde und Macht. Werden und sein eigen werden kann nur, wer dort gewachsen ist, wo der launenhafte Naturgott noch Stimme hat, vor dem Tuten der Kraftwagen und dem Gerassel des Geldverdienens.

Damals, als in Heinrich Huckwald jenes Weh der ersten, großen Enttäuschung summte, war der Februar so, wie er nur in einer Stadt, die zwischen Alpenhärte und südlicher Weichheit liegt, zu werden vermag. Heute das unbedingte Todesurteil und Winter, morgen die königliche Gnadensonne des Föhnhimmels.

Einen Tag lang war Eis und Nebel. Da schloß er sich frierend zur frierenden Großmutter ein und war gänzlich stumpf. Um nur etwas zu reden, fragte er: „Großmutterl, ich möchte mir auf der ganzen weiten Erde schon gar nichts mehr wünschen, als immer mit mir selber allein sein zu dürfen. Das heißt, immer Gott nachdenken können. Hast denn du noch Wünsche?"

Da sagte Großmutter in ihrer rührend gläubigen Art: „Ich möchte noch einmal die Liebfrauenkirche von Mariatrost sehen und unsere heiligste Gottesmutter grüßen können. Ich bin so schwach; ich werde wohl nie mehr

so weit hinauskommen. Aber noch einmal die weißen Mauern sehen können und die roten Türme, wo die liebste Jungfrau wohnt, die mir im Leben so oft geholfen hat, das möcht ich wohl."

Da senkte Heinrich Huckwald den Kopf. Er dachte nach, wie diese Zeit, in der er leben mußte, so gänzlich anders worden war. Ehedem galt es als Ehre, die Hände hochzuheben vor Gott und sich von dieser Welt abzuwenden. Jetzt kam ein Geschlecht empor, das machte den Kampf zum Übergötzen und schwelgte im Hasse. Früher gab es einsame, göttlich ferne, stille und gütige Menschen. Jetzt kannte man bald Maschinenbauer, Bankdirektor, Kaufmann, Generalstabsoffizier und Medizinmann nicht mehr auseinander. Alle dienten in der gleichen Armee, dachten gleich, waren gleichmäßig aufs Niedertreten anderer gemutet und ihrer keiner wandelte einsame Wege mit dem Bewußtsein, allein zu sein und anders als jene, die wimmelnd über die Erde hin Erfolge errangen. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!"

Das war wohl der ewige Ruf aller Einsamen. Aber jetzt wird er bald verhallt sein.

Großmutter sehnte sich nach der Lieben Frau von Mariatrost! Nach einem Ding, das kein Historiker gelten

lassen würde! Sogar an die liebe Frau ohne jedes Heiligtum glaubte Heinrich Huckwald nicht; er, der so gerne andächtig war. Er hatte die Bibel zu kritisch gelesen.

Aber ach, ebenso hatte auch er an „seine liebe Frau" geglaubt.

Bei der genauen Analyse blieb übrig: eine stupide, aber südlich schöne, kleine Dirne, eine neugierige, geistvolle Frau, die sich durch seine Sehnsuchtsrufe die Langeweile vertreiben wollte, und irgend eine boshafte Dritte, die jener Zweiten eingeblasen haben mochte: da ist der kleine Dichter Huckwald, der soll uns hübsche Briefe schreiben!

Und so war die ganze Welt. Der blaue Duft der Entfernung und die Ahnungen der Unwissenheit sind ihr allerschönstes. Ist das nicht ein deutlicher Ellbogenstoß Gottes: mach, daß du wegkommst aus so schlechter Gesellschaft?

Und Huckwald begab sich in die alleinige Gesellschaft der nächsten Februartage.

Von allen Dächern lief und träufelte und klang es wie Violinenpizzicati! Kling, klang, klumm. Die Spatzen schilpten und klingelten wie Schlittenschellen, als verhöhnten sie den blamierten Schnee auf seiner Flucht. Das Leben war los, übermütig! Die Bäume

reckten ſich nur ſo, wie entſchloſſene Frauen, die jetzt einmal ordentlich betrügen wollen! Und darüberhin wiſchten die hellen, zärtlichen Wolken mit ihrem neckenden Streicheln, welches die Erde bald hell, bald dunkel machte. Immer aber war der Tag warm und ſündhaft ſchön.

Der kleine Dichter lief in ſeiner Herzensnot durch die Schörgelgaſſe gegen Sankt Peter zu, damit ſein dem Leben entgegen rebellierendes Herze wenigſtens am Anblick der Gräber einen gebührlichen Ernſt zurückgewänne. Aber die Spatzen ſchrien nur ſo vor Lebensglück und überall liefen kleine Bächlein von durchſonntem Schneewaſſer und von den Dächern tröpfelte es und es blinkten im dunklen Gaſſengrunde die geöffneten Fenſterſcheiben, die im verküßten Frühlingswinde ſchaukelten. Es war kaum mehr auszuhalten vor Verführung. Südſeitig waren die Häuſer auch; aus dem ſchattigen Kloſter Sacre coeur ſahen die unglaublich katholiſchen Mädchen dann und wann mit der ganzen Inbrunſt haſtiger Verſtohlenheit auf die beſonnte Gaſſe herunter! Auf die Gaſſe! Auf die verpönte Gaſſe, wo das vermaledeite Leben ſein Unweſen hat. Nein, es war nicht auszuhalten.

Huckwald wußte ſich reif für Gott und für das

Kloſter, — noch heute früh. Als geſtern Großmutter mit ihrer entſagenden Stimme nach der Lieben Frau geſeufzt hatte, da ſehnte auch er ſich nach Friede. Jetzt ſchrien ſchon die Spatzen all ſeine Sehnſüchte in Grund und Boden, ſo daß ſie wie der davonlaufende Schnee nichts mehr ſuchten, als ein Verſteck. Und wie Feſttagsfahnen wachelte das Sonnenwinken der geöffneten Fenſterſcheiben auf dunklem Gaſſengrunde.

Was war denn nur geſchehen?

In ihm rieſelte es und alles war anders als ſonſt; treulos bis zum Übermut! Was nur war geſchehen?

„Wenn jetzt die käme, die mir die allzu geſcheiten Briefe geſchrieben hat! Ich wäre gerade in der rechten Zuſammengefaßtheit!

„Frauenzimmer, komm mir jetzt nahe! Ich weiß eine einfache Löſung!“

Aber nichts rührte ſich zur Löſung jenes Geheimniſſes. Huckwäldchen blieb allein. Er war betrogen worden, von ſeiner eigenen Liebe und von jenen Frauenbriefen; und er beſah nun das Ergebnis dieſer lächerlich ſeligen Monate.

Lächerlich ſelig. — Ja, das waren ſie geweſen. Er wußte, durch die hohe Schule dieſer Monate, daß der Traum beglückender iſt, als das Leben, die Sehnſucht

ſchöner als die Erfüllung, und daß nur die duftvolle Ferne das Reich Gottes iſt. Und die Erfüllung, der heruntergeriſſene Schleier, ſie ſind immer von Satans Gelächter begleitet. „Es ſtimmt ſchon mit der alten Weisheit," ſagte ſich Huckwald; „und unglaublich dumm iſt dieſes Geſchlecht von Kolonialgierigen:

„Der Menſch war einmal. Die Ameiſe kommt. Der Gott war auf Erden. Der ſtupide Nutzen des Alltags hat den göttlichen Menſchen heimgeſchickt, woher er gekommen. Nach Aſien — vielleicht anderswohin. Denn dieſe ganze Erde iſt dem Nutzen verfallen.

„Sonderbar, daß gerade dem erotiſchen Verlangen die verſagendſten Gedanken entquillen. Sonderbar, daß alle Heiligen zuerſt mit Sinnengierden beginnen, um ſie zu durchlernen und ihnen dann Valet zu ſagen! Durch Gold und Eitelkeit und Erfolg kommt man vom Gotte ab. Durch die Liebe, und ſei ſie auch betrogen, kommſt du näher an ihn. So gut und leitend iſt er. Er gibt dir, biſt du ſattgefreſſen biſt — und dann erſt nimmt er dir, was er gab, aber er nimmt dich dabei auf ſeinen Schoß.

„Und ſagt: ‚Dies iſt, wie du geſehen haſt, nicht das rechte. Such deiner Wege weiter.' Gott erzieht uns, wie ein Jäger den Hund. Der Hund meint, er ſei um

ſeiner ſelber da; der Jäger erzieht ihn aber zur Luſt, ſich für ihn zu opfern.

„Und das iſt gut ſo und ſoll ſo ſein. Denn das Opfer iſt das einzige, was dieſes Leben krönt.“

„Ich möchte nur leben, um die wenigen zu warnen und klug und tief zu machen, die, gleich mir, von jener chemiſchen Verbindung betrogen werden, die, ſcheinbar, hier auf Erden die Gottesliebe mit dem Staube eingegangen iſt!

„Betrogen bin ich worden und nur durch den Betrug wurde ich wiſſend! Selige Schule! Befreiendes Leid! So leicht und gering und gütig! Wenn ich daran denke, daß der große Foltermeiſter Leben an den Menſchen noch ganz andere Qualen verſucht, und nicht werden ſie wiſſend! Krebs und Krieg und Knechtſchaft? Nichts bringt ſie zum Nachdenken! Und Gott will doch nichts anderes von uns, als daß wir unſer bißchen freie Stunde wenden an ihn.“

So ſchwärmte der kleine Poet, als die Spatzen im Sonnenſcheine vor Luſt ſchrien.

Er war nicht verbittert geworden und nicht war ihm wehe, ſondern eine reine Scharfſichtigkeit war in ihm entſtanden, der übermäßig durchſichtigen Luft zu vergleichen, welche alles Ferne nahezieht, wenn Südwind

kommen ſoll. Es war alles licht und wehmütig klar in ihm. Ein paar Weiber hatten ihr Spiel mit ihm gehabt und Vertiefung war ihm dafür geworden. Ohne daß irgend ein erfindlicher Grund da ſchien, überſah er jetzt Jahrhunderte, bloß weil er ſich genarrt wußte. Und das hat ſchon jeder Junge empfunden, der irgendwie zum Spotte geworden iſt; eine eigentümliche Klarheit tut ſich dem Beſchimpften auf; er weiß nicht, von wannen und wie. Als zöge Gott ſelber den auf ſeinen Schoß, den die Menſchen höhnen.

Selig ſind, die geſchmäht werden um ihres Herzens willen.

Dieſes Gotteskind alſo ging nach dem erlebten Rieſenauffitzer umher, als wäre es geweiht. Heinrich ſah den werdenden Frühling; er ſah, wie die kleinen, grünen Pflänzchen, genau ſo dumm wie er ſelber, der Liebe und dem Truge entgegendrängten und lächelte, wie ſtürmiſch ſich die ſchnackernden Amſeln jagten. All das war er ſelber, war ſeine Torheit und war dennoch ſchon außerhalb von ihm. In einer eigentümlichen Reinheit ging er durch dieſe Dinge hindurch, als wäre er ein ſeliger Geiſt, der durch Mauern und gefällte Lanzenreihen zu wehen verſteht, ohne daß ſie ihn hindern. Alles war ſo ſonderbar lieb und fremdſchön und ſein Herz war goldklar.

Was hatte er denn auch an Concettina ſo tief geliebt? Sein eigen Kind. Das ſchlanke, ſehnſüchtig ferne und reine Gebilde ſeiner Phantaſie. Concettina, wie er ſelber ſie ſich geſchaffen! Auch des Zeus ewigſtes Kind, die einzige Göttin, die neben der goldenen Aphrodite heute noch lebt, war aus des Vaters Haupte entſprungen.

Wenn nun aber die immer noch Unbekannte, die ihm ſolch verhaltene Briefe geſchrieben hatte, daherkam zu ihm? Wenn ſie am Ende wirklich ſchön, kühl, ſtolz und verdämmert in dunkle, ahnungsreiche Schönheit wäre, wie er ſie ſich vorgeſtellt hatte?

Pescara hatte ihm zugerufen: du biſt in Gefahr, ein Mann für Weiber zu werden! Und im geheimſten wünſchte er immer noch, daß dies Abenteuer ſich in ſtraffen, braunen Frauenarmen löſen ſollte. Einmal ſolch eine Liebe aus dem Süden! Einmal geheime, ſchwer ſündhafte Nächte erleben!

Es war der Frühling, der ihm wieder Föhnwolken über die heitere Sonne ſeiner lächelnden Enttäuſchtheit jagte.

Aber er blieb ſtark. Sogar, als fragende, dringende, ja klagende Briefe von Concettina kamen. Er lächelte, er las ſie, ſeufzend, daß Lüge ſo ſchön ſein könne; aber

er legte sie wieder weg und dachte über den langen Weg nach, den eine ehemalige Affenhorde bis zur Gottähnlichkeit des Einzelnen getan hatte, um dann wieder ihre Lebenskurve nach abwärts zu ziehen und zu einem wimmelnd gleichen Ameisenvolke zu werden; ohne Einsame, ohne Gottnäherung. Lauter fleißige Betrogene des Tages. Er fühlte, daß er, so jung er war, „auf der Menschheit Höhen wandelte" — ein Weg mit einer niederschmetternd weiten, aber traurigen Aussicht!

In solchen Stimmungen las er die Briefe der schönen, gereizten und geängstigten Oberstin, wie aus gelassener Ferne. Sie wartete auf seine stürmischen oder auf seine verschüchterten Liebesgeständnisse vergebens; mochte sie es anstellen, wie sie wollte. Zuletzt bat sie. Denn sie konnte ohne das Abenteuer nicht mehr sein. Sie flehte. Er aber schwieg.

Ihm war wohl. War es nicht die schönste Liebe seines Lebens gewesen, so wie sie war? So voll Traum und Trug, und gänzlich seiner Phantasie zu Willen? Konnte die bettelarme Wirklichkeit ihm ähnliches geben? Herrgott, war er glücklich gewesen! Bald siegreich, bald demütig — immer anbetend. Ein Glück, das durch den Wohllaut seines eigenen Herzens gänzlich ohne Schlacken gewesen war. Jetzt mochte das er-

bitterte Weib jener anonymen Briefe klagen; er hatte seine Ernte eingebracht.

— — — — — — — — — — — —

Und wirklich. Die schöne Oberstin war erst besorgt, dann unruhig und ungeduldig, zuletzt leidenschaftlich geworden.

Dieser kleine Kerl, der so gar keine Figur machte, neben dem man nie auf den Schnitzeljagden in der Au zu Pferde erscheinen hätte können, schon darum, weil er nicht einmal reiten konnte, dieses Sammetsakko, diese langhaarige Lächerlichkeit aus einer anderen Welt, dieser unmögliche Mondmensch! Sie sah ihn oft. Immer weltfern, weltfern! Nichts zu machen! Esel!

Sie war empört über ihn bis zum Gelächter. Aber wenn sie genau in sich sah, so fand sie sich von seiner unmöglichen Welt neugierig gemacht bis zur Verliebtheit. Nicht demütig war ihr zumute; nicht vergehend vor einem gebietenden Manne. Aber dem kleinen Träumer die trainierten, sehnigen Hände in die buschigen, blonden Haare krampfen, ihn schütteln und seinen Kopf mit zärtlichen Worten in den Schoß nehmen: „Dummer, dummer kleiner Kerl," das hätte sie doch gerne getan...

Der Frühling wühlte auch in dem schönen beleidigten Weibe.

Endlich, einmal, da fand ſie ihn, daherwehend wie immer, als ginge ihn das Schwergewicht dieſer Erde ſchon gar nichts mehr an. Das war am Abhang des Roſenberges, in der Körblergaſſe, wo er hinträumend die erſten Blüten der Mandelbäume und der Pfirſiche grüßte, als Geſchwiſter ſeiner Schönheit und Torheit. Er nahm Abſchied von ihnen; denn bald ſollte er von der Heimat fort; ſollte in Wien ſeine Studien beenden.

Die Oberſtin blickte ihn mit brennenden Augen an; er wäre ihr beinahe vorbeigeſegelt. Gerade, daß er ſie noch ganz verloren grüßte. Sie ſchien für ihn gar nicht recht vorhanden.

Da zog die ſtolze Frau einen regelrechten weiten Jägerkreis um ihn und umſchlug ihn, wie einen Rehbock, um ihm den Wechſel zu verſtellen. Wieder kam ſie ihm entgegen, wie zufällig. Am Stadtpark war das, während es dämmerig worden war und die Amſeln ſich im raſchelnden Laube jagten.

„Guten Abend, Herr Huckwald.“

„Guten Abend, Frau Oberſt!“

„Was iſt Ihnen denn, Herr Huckwald, ſind Sie krank? Sie machen mir Sorge.“

In dieſem Augenblicke begann die große Türken-

glocke (die aus den Kanonen gegossen ist, welche die Steirer dem alten Feinde aus Südosten abgenommen hatten) mit ihren beruhigenden, tiefen Tönen zu läuten. Bum, baum — ein ganz tiefer Ton. Rein, wohllautend, schwingend wie überstandene, uralte Gefahr. Huckwald blieb stillestehen. Dieses Abendläuten liebte er; er versank in dieses wohllautende Schwingen bis zum Vergehen all seiner Körperlichkeit. Er selber schwang mit dieser großen, geweihten alten Glocke aus blutigen und überstandenen Tagen mit. Nein, die Oberstin durfte ihn da nicht stören. „Hören Sie jetzt stille zu, gnädige Frau," sagte er ihr mit bestimmter Ruhe. „Hören Sie das Schwingen des Abends und der Erfüllung? Wenn diese Glocke läutet, dann denke ich an alles, was ferne ist und vergangen und groß."

Und beide schwiegen. Sogar die Amseln schienen zu horchen. Violettdämmrig stand der Park, und die großen Augen der Oberstin sahen angstvoll aus.

Sie wartete ganz still und ergriffen; seltsamerweise. Gehorsam war sie ihm, ohne daß sie wußte, was sie denn zu solch einem kleinen, kommandierten Mädchen machte.

Mein Gott, hier war eben sein Reich, obwohl er gar nicht wußte, daß er da zu gebieten hatte.

Dann hatte die große Siebenglocke ausgeschwungen. Genau hundert Schläge, sehr langsame. Der Abend schwieg und wartete. Da sagte die schöne Oberstin, die immer noch wie ein verschrecktes Mädchen vor ihm stand, ohne alle Überlegung:

„Ich habe Ihnen viel abzubitten, Herr Huckwald, und ich bin auch schon bestraft für meinen Übermut."

Und Huckwald erwiderte nachdenklich, milde und freundlich: „Ich weiß jetzt alles. — Ja."

„Ich treibe gar keinen Spaß mehr und keinen Spott," sagte die Oberstin, verwundert von seiner gelassenen Ruhe und Güte.

„Also, Sie waren das," sagte er sinnend. „Es ist schön und gut, daß es niemand anderer war. Eine der schönsten Frauen hat mich genarrt! So ist mir das alles wenigstens nicht häßlich."

„Wenn Sie mich erzählen ließen," sagte die ängstlich gewordene Frau.

„Ich kann mir's ja denken," wehrte er freundlich ab. „Lassen Sie mich jetzt allein durch diese Baumreihen gehen. Es wird mir nicht wehe tun. Wirklich — ich empfinde nur eine liebe Ergriffenheit. Sie können mich ruhig entlassen, gnädige Frau. Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar! All das war schön!"

„Heinrich, wollen Sie sich mit dieser ruhigen Ironie rächen?“

„Aber Frau Oberstin! Sie müssen wenig wissen von dem, was unsereins reich und voll und klingend macht! Ich danke Ihnen für alle Scheu und Treue, die Sie in mich gepflanzt haben. Ich danke Ihnen für ein Lebensjahr, wie ich es nie wieder geschenkt erhalten werde. Für meine Liebe muß ich Ihnen danken und für die Schönheit, die Sie in mein Leben gebracht haben! Wenn Sie wüßten, wie ich mich zu Bette legte! Unter Gesängen meines rhythmisch gewordenen Blutes schlief ich ein: Concettina, Concettina! Und der Morgen! Können Sie sich das vorstellen, aufzuwachen mit dem Gefühl: ‚verliebt bin ich, ja; verliebt!?‘ Das alles danke ich Ihnen! Ja, und verstehen Sie denn, was das obendrein noch für eine Gottesgnade ist, daß nicht irgend eine alte, gerissene Kokette mir geschrieben hat, sondern die schönste Frau von Graz, die mit den königlichen Augen, mit den traurigsten Augen der ganzen Stadt? Daß das Märchen nicht mit schrillem Gelächter endet? Sie, gerade Sie! Ja, das ist doch schon zuviel Glück! Von Ihnen bin ich ja so gerne verspottet!“

Der Abend im Stadtparke war tiefdämmerig ge-

worden. Das war gut. Denn die ſonſt läſſig elegante Frau begann loszuweinen, wie ein beſtohlenes Dienſtmädchen. Er ſelber mußte ſie zur Haltung mahnen, mußte tröſten. „Kommen Sie, kommen Sie, Frau Oberſtin! Wollen Sie zu Großmuttern? Sie wohnt ganz nahe, gegenüber dem Theater. Sie ſind ja krank, mein Gott! Ich danke Ihnen, und Sie weinen? Ich habe Ihnen nicht ein bitteres Wörtchen zu ſagen! So kommen Sie — was gäbe es für Geſchichten, wenn man eine ſchöne Frau aus der Geſellſchaft ſo ſähe!“

Nein, zu Großmuttern wollte ſie nicht. Aber nach Hauſe begleiten durfte er ſie. Es war ihr alles gleich. Zu Hauſe war ſie ja ohnedies allein. Nur ſo lange ſollte er bleiben, bis ſie ein paar Worte fand.

Er ſchüttelte den Kopf. „Wenn man über Träume redet, bleiben ſie nicht ſchön,“ ſagte er. Aber ſie wollte ihn mit ſich haben. Da ging er und gab ihr den Arm. Der lag zitternd in dem ſeinen und war ſo ſchlank und feſt und jugendlich, daß er manchmal wirklich dachte, er führe nun endlich ſein braunes Mädel mit ſich heim. Aber dieſe Arme handhabten Zügel und Reitpeitſche. Das war ihm ſo wenig recht wie Tabakrauchen, denn er war ein Philiſter durch und durch.

Wie benebelt ging er mit. „Nun ja. Ich muß Ihnen doch Adieu sagen, weil ich nach Wien muß.“

Bei der Oberstin war es schöner, als er gedacht hatte. An ihren Wänden hingen Bilder von Böcklin und gerade die unbekannteren; außer guten Teppichen war hier nichts von dem ewigen gefälschten Orient aller österreichischen Offiziersfrauen zu sehen, die jemals in Bosnien Garnison gehalten hatten. Nicht einmal eine türkische Kaffeekanne. Alles war ganz anders. Träume waren da verraten, die niemand anderer verstand, als er.

Am Kamin saß nun die Oberstin und ihr Gesicht war ganz dunkel. Sie wollte reden, aber er ermunterte sie nicht. So saßen sie schweigend.

„Schöne, schöne, arme Frau,“ sagte er endlich mitleidig und leise.

Da begann sie abermals zu weinen, in die Dunkelheit hinein, so daß er es die längste Zeit gar nicht merken konnte. Denn sie saß so aufrecht, als regierte sie; ihr Schüttern und Schluchzen bezwang sie.

Erst gegen den Kaminschein gewahrte er das Zucken ihrer Brust. Er faßte nach ihren Händen und legte sein Haupt wie ein müdes Kind in ihren Schoß, da fühlte er ihre Tränen tröpfeln. Er hielt sich ganz stille. Denn die wunderbaren, kindesweichen Ströme,

die jetzt Mann und Weib schuldlos und dennoch vibrierend durchrannen, waren Trost genug.

„Verzeih, Kind, du göttlich großes Kind," bat sie endlich.

„Es ist ja alles gut und schön," sagte er wie im Traume. „Ich liege in deinem Schoße, wie dein Geliebter und wie dein Kind, was beides ich jetzt bin. Die schönste Frau, die ich kenne und die gescheiteste, die weint wegen mir und meine Arme halten sie dabei. Ist das nicht schön? Sie hat mich verspottet und weint deshalb und hält meinen Kopf in ihrem Schoße und ist ganz wie hingegeben. Ist das nicht schön? Nichts wacht, als diese Gasflammen, die so aussehen, als wären wir an einem Kamin alter Tage. Und dein Gesicht ist dunkel wie eine alte, heiße Liebesgeschichte. Und wir sagen du zueinander, obwohl wir wissen, daß ich dir morgen lächerlich geworden bin und du mir nicht allein gehören kannst, also mir nie gehören wirst. Es ist ein Augenblick. Ein Traum. Und — (ich, für meine Dummheit, du für deinen Übermut und deine Neugier) — kann man schöner büßen?"

Sie beugte sich über ihn. Er zog sich in ihren Armen empor und betäubend und frevelhaft küßten sie sich. Ein Kuß, in dem Absage, Abschied, Niemehrwieder lag;

das wußten beide. Darum küßten sie sich, wie selten zwei Menschen mit den Lippen aneinander gehangen hatten.

Dann taumelte der junge Mensch fort und die schöne, bräunliche Frau stand auf. Es schüttelte sie vor hilfloſem Weh. Manchmal schrie es in ihr auf; aber sie bezwang sich. Ein erstickter Laut war alles. „Ihm nachrufen, mich hingeben?“ Ach, sie waren ja aus zwei Welten und morgen vielleicht riß man schon, vor ihr, über ihn Witze, über die sie lachte. Aber ihr Herz und ihre Sinne brannten wie noch nie. „Sonderbares Kind, sonderbarer Mann!“

— — — — — — — — — — — —

Heinrich Huckwald wehte nach Hause, wie ein Segel, das der Wind treibt und das nicht weiß, warum es so leise eilt. Er war immer noch wie bewußtlos — selbst dann, als Großmutter ihm eine gute Abendmahlzeit vorsetzte. Er bemerkte sie kaum. Ohne zu wissen, was er tat, aß er gutwillig alles auf. Großmutter sah ihm zu, aber sie freute sich nicht, obwohl er nichts übrig ließ. „Du issest ja wie im Traume,“ sagte sie. —

„Laß mich so. Ich bin glücklich. Ich habe manches schon genossen wie im Traume. Es schmeckt so am besten.“

Großmutter ſchüttelte den Kopf und ging ihr unfehlbares Weihwaſſer holen, um ihm eine gute Nacht zu ſegnen; diesmal erwiſchte ſie das richtige Fläſchchen.

Er ſchlief dieſe ganze Nacht bis in den hellen Tag hinein gut. —

Auguſt Gutbier, der Heimkrieger.

Von

Otto Ernſt.

Es war etwa um die Mitte des dritten Kriegsjahres, als Leonhard Schellenbarth in das Große Hauptquartier am Franziskanertiſch einen kleinen Mann von äußerſt raſchen, energiſchen Bewegungen, mit ungemein lebendigen, luſtigen Augen und heller Tenorſtimme mitbrachte, deſſen Namen man bei der Vorſtellung, wie das immer zu gehen pflegt, nicht verſtand. Schellenbarth hatte ihn als ſeinen Freund eingeführt; man hatte oberflächlich von ihm Notiz genommen und ſetzte die angefangene Unterhaltung fort. Man ſprach von den Verluſten an Menſchenleben, die der Krieg auch uns koſte, und von der umfangreichen Einziehung neuer Mannſchaften.

„Och, wir haben ja noch ſo viele Leute!“ rief Auguſt. „Sie ſollen man immer feſte einziehen; da laufen noch maſſenhaft junge un ſtarke Kerls herum, die gut un gern 'n Schießprügel tragen können.“

„Unſer Herr Gutbier ginge auch gar zu gern mit, wenn er nur könnte!“ ſagte Schellenbarth zu ſeinem Freunde.

„Warum können Sie nicht?“ fragte der Fremde vergnügt.

„Kann aus 'm Geschäff nich weg,“ versetzte August.

„Nun, ihr Geschäft haben Millionen andere auch drangeben müssen,“ meinte der Fremde; „für einen Patrioten wie Sie spielt ja der persönliche Vorteil keine Rolle, wenn das Dasein des ganzen Volkes auf dem Spiele steht.“

„Um meinen persönlichen Vorteil handelt es sich auch gar nich; ich bin ja Armeelieferant.“

„Nun, und —?“

„Ja, das muß ich doch selbs machen!“

„Warum, wenn ich fragen darf.“

„Na, weil das kein anderer versteht.“

„Ich habe von Ihnen gewiß eine sehr hohe Meinung,“ sagte der Fremde; „als mein Freund Schellenbarth mir Ihren glühenden Patriotismus schilderte, hegte ich sogleich für Sie die lebhafteste Sympathie, und ich sagte mir: den Mann mußt du kennenlernen! — aber schließlich ist ja kein Mensch unersetzlich. Wenn Sie den ungestümen Drang haben, an die Front zu kommen, dann müßt' es doch mit allen Teufeln zugehen, wenn Sie keinen brauchbaren Vertreter finden könnten. Schließlich hängt es ja auch von der Armee-

leitung ab, ob sie nur mit Ihnen oder auch mit einem Vertreter verhandeln will. Und wenn sie Ihren unerschütterlichen Entschluß sieht, Soldat zu werden, da muß sie doch ein Einsehen haben. Vielleicht kann ich etwas für Sie tun; ich habe gewisse Beziehungen —"

„Och, das hilft ja allens nix," sagte Gutbier traurig; „ich kann ja doch nich mit! Ich hab' ja 'n Herzfehler."

„Einen Herzfehler?" fragte der Fremde mit ganz großen Augen.

„Jaa, ach, mein lieber Herr, wenn ich den nich hätte, denn wär' ich längs über alle Berge! Zwanzig Flaschen Sekt gäb' ich ja aus, hier auf der Stelle, wenn ich felddienstfähig wäre! "

„Die können wir gleich trinken," sagte der Fremde.

„Wieso?"

„Sie haben keinen Herzfehler."

„Nanu? Woher wissen Sie denn das?"

„Erlauben Sie zunächst eine Gegenfrage. Haben Sie Ihr Herz untersuchen lassen?"

„Natürlich!"

„Von wem?"

„Ja, wie heißt er man noch, der Doktor — der Name is mir entfallen —"

„Wo wohnt er?"

„Ja, wie heißt die Straße noch, da unten, da — hab' ich auch vergessen."

„So. Was hat er Ihnen denn verordnet?"

„Na — ich soll mich nich anstrengen."

„Soso. Mich wundert nur, daß er Ihnen nicht zuerst und vor allem den Sekt verboten hat. Sekt ist nämlich das reine Gift für Herzkranke. Aber Sie können so viel Sekt trinken, wie Sie wollen. Sie werden nicht wenig vergnügt sein, wenn ich Ihnen sage, daß Sie nach meiner Überzeugung einen vollkommen tadellosen Pumpapparat im Busen tragen."

„Wieso? Verstehn Sie denn was davon?"

„Mein Freund ist Arzt," sagte Schellenbarth.

„Hach, Ärzte können sich auch irren," rief August erleichtert.

„Ich bin bei der Vorstellung wohl nicht deutlich genug gewesen," meinte Schellenbarth; „mein verehrter Freund ist der berühmte Spezialist für Herzkrankheiten Generalarzt Professor Dr. Seidensticker."

„Oh bitte," machte Seidensticker. Und dann zu unserm Gutbier gewendet: „Der unbekannte Kollege, der Sie untersucht hat, hat sich jedenfalls geirrt. Sie sind für mein ärztliches Auge das Urbild eines blühenden deutschen Mannes, eine wahre Zierde unserer ger-

manischen Rasse. Das Herz lacht mir im Leibe, wenn ich mir Sie als schneidigen Soldaten in einer flotten Uniform vorstelle! Wissen Sie was? Ich bin leidenschaftlicher Sekttrinker und hab' heute gerade meinen schönsten Durst. Ich untersuche Sie auf der Stelle, wenn Sie's wünschen."

„Nee, nee, nee!" wehrte August ab, „das geht doch nich! Hier in der Kneipe!"

Herr Merseburg beeilte sich, zu erklären, daß er seine sämtlichen Wohnräume zur Verfügung der Herren stelle.

„Na also!" rief Seidensticker vergnügt. „Herrgott, es muß Ihnen doch eine Zentnerlast vom Herzen fallen, wenn Sie hören, daß Sie gesund sind! Es muß ja doch ein scheußliches Gefühl sein, sich immer mit dem Gedanken an ein so fatales Übel herumzuschleppen, sich alle möglichen Vergnügungen versagen zu müssen und seinem Vaterlande in solcher Zeit nicht dienen zu können! Also los!" Er erhob sich halb vom Stuhle.

„Nee, nee, nee!" rief August mit angstvollem Lächeln, gab aber keine Gründe mehr an. Übrigens hatte er jetzt wirklich ein wenig Herzklopfen.

Der ganzen Tischgesellschaft hatte sich eine ungeheure Spannung bemächtigt, und es blieb nur zweifelhaft, was man inniger ersehnte: die Gesundheit Augustens oder

ſeine militäriſche Mitwirkung am großen Kriege oder die zwanzig Flaſchen Sekt.

„Dös verſteh' ich nu nich!" rief Bemmefett entrüſtet. „Wenn ich Gelägenheit habe, von ener hochberühmten Audoridät gradis underſucht zu wer'n un mir meine Geſundheit beſtät'chen zu loſſen, da greif' ich doch zu?!"

„Ja," fuhr Bopſerle fort, „ond wo Sie doch gar koin heißere Wonſch hent als Soldat zu werde — des verſteh' i au nit!"

„Mir ſollte det nich jeboten werden," rief Strippecke.

„No jo, i mein aa," kam Gſelchwampner hinterdrein, „hiazt kinnen S' nimmer z'ruck, Herr Nachbar. Wann 's hiazt nit zugreifen, nacha ſullt man ja denken, 's wär Eahna gar net ernſt g'weſen mit Eahnern Badriodismus!"

„Och, das iſcha nu Quatſch, nich?" rief der bedrängte Auguſt. „Ich komm' hier doch nich an 'n Stammtiſch, um mich unterſuchen zu laſſen, nöch? Morgen iſcha auch noch 'n Tag, nöch?"

„Wie alt ſind Sie denn eigentlich, wenn ich fragen darf?" ſagte der Generalarzt.

„Och, ich werd ja ſchon achunvierzig!" rief Auguſt.

„Wann?"

„'n zweiten Auguſt."

„Am zweiten August? Dann waren Sie ja bei Kriegsbeginn noch keine fünfundvierzig. Da können Sie aber von Glück sagen: dann sind Sie ja noch militärpflichtig. Dann werden Sie auch genommen, da können Sie ganz ruhig sein! Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann —"

„Ich kann ja geschäfflich nich los!" rief August verzweifelt.

„Aaach, das wird alles gemacht!" versetzte Seidensticker mit Frohsinn. „Da machen Sie sich nur keine Sorgen. Ich bin morgen in Berlin; da sprech' ich mit den zuständigen Stellen."

„Ja —" begann August.

„Bitte, nichts zu danken," rief jener, „das sind Gefälligkeiten, die sich von selbst verstehen. Ich bin stolz darauf, unserer Armee einen Mann von Ihrer Qualität zuzuführen.

Wenn solche Köpfe feiern,
Welch ein Verlust für unsern Staat!

Und damit Sie sehen, daß ich in Hinsicht Ihrer Gesundheit meiner Sache gewiß bin, lege ich hier 500 Mark nieder für zwanzig Flaschen Sekt. Wenn Sie Soldat werden, geben Sie mir sie wieder; wenn nicht, bin ich sie los. Einverstanden?"

„Ja — ja — natürlich," stammelte August.

Der Verein Nächstenliebe brach in allgemeinen Jubel aus.

„Beginnen wir noch heute mit der Vertilgung," rief der fidele Generalarzt. „Können wir Sekt haben, Herr Wirt?"

Merseburg sprang auf, schlug die Hacken zusammen, drückte die 56jährigen Knie durch und schrie: „Zu Befehl, Herr Generalarzt!"

Als der Sekt angefahren wurde, neigte sich Seidensticker mit menschenfreundlichem Lächeln zu August hinüber und sagte:

„Das heißt: Wenn Sie wirklich fest davon überzeugt sind, daß Sie einen Herzfehler haben — mein Gott, ich bin ja auch nur ein Mensch und dem Irrtum unterworfen — also, wenn Sie der festen Meinung sind, daß Ihr Herz nicht in Ordnung ist, dann trinken Sie um Gottes willen nicht mit; denn wie gesagt: jedes Glas Sekt ist dann ein Nagel zu Ihrem Sarge, jeder Proppen ein Brett!"

Das war ja ein netter Besuch, den der Professor da mitgebracht hatte. Und der Professor schien für seinen Mißgriff gar kein Gefühl zu haben; er strahlte übers ganze Gesicht.

Aber August fühlte, daß er jetzt Diplomat sein und Selbstbeherrschung üben müsse.

„Ja — ja —“ sagte er, „ich kann ja Rotwein trinken.“

„Ja, Rotwein ist natürlich auch nicht das Richtige.“

„Was soll ich denn trinken?“

„Nna — trinken Sie Sauerbrunnen.“

Da machte August ein Gesicht, als wenn er ihn schon getrunken hätte, sagte „Prost, Prost!“, als die Herren mit dem Sekt auf seine künftige Ruhmeslaufbahn anstießen, bat dann die Gesellschaft, ihn zu entschuldigen, er müsse noch ins Kontor, trank seinen Bierrest aus und ging.

Schellenbarth und Seidensticker verabschiedeten sich dann auch bald, da sie gewiß sein konnten, daß die Zurückbleibenden das Geschäft schon liquidieren würden; diese blieben denn auch noch lange beisammen und tranken so lange „Mumm“, bis sie es nicht mehr sagen konnten.

In solchen gehobenen Augenblicken befolgte diese Gemeinde einen eigentümlichen Ritus. Sie ließen alles, was auf Erden kriecht, hochleben, und wenn sie zwischen Gis-Dur und Gießhübler, zwischen Tonart und Graupen-

ſuppe nicht mehr unterſcheiden konnten, dann ſangen ſie das Chorwerk:

„Ein Hoch mit harmoniſchem Klang,
Ein Hoch mit harmoniſchem Klang,
Ein Hoch, ein Hoch
Mit harmooooniſchem Klang,
Hoch, hoch!“

Canes a non canendo.

Tranken ſie all den Sekt auf Koſten Seidenſtickers oder auf Koſten Gutbiers? Der ſiebente Tag ſchon entſchied es.

Auguſt Gutbier hatte nämlich ſchon drei Tage nach der Begegnung mit Seidenſticker den Befehl in Händen, ſich zu einer militärärztlichen Unterſuchung zu ſtellen. Und ſchon vier Tage ſpäter ſtand er vor der Aushebungskommiſſion. Der unterſuchende Arzt empfing ihn mit ſichtlichem Wohlwollen.

„Herr Gutbier,“ ſtellte er den Prüfling dem Vorſitzenden der Kommiſſion vor. Der lächelte nicht minder erfreut.

„Haben Sie körperliche Fehler, Herr Gutbier?“

„Ja, einen ſchweren Herzfehler.“

„Was Sie ſagen!“ Der Arzt unterſuchte ſein Herz. „An dem Fehler ſterben Sie nicht,“ ſagte er dann.

Darauf ließ er noch einmal wohlgefällig seine Blicke über den ganzen Menschen gleiten und sagte:

„Endlich mal wieder eine deutsche Heldengestalt. Infanterie.“

Neue Gedichte.

Von

Emil Hadina.

Die Vergessenen.

Wenn einst der letzte Schuß gefallen
Im großen Krieg,
Wird wolkenlos aus blauen Hallen
Ein leiser Regen niederwallen,
Der als Tränen zum Himmel stieg.

Und alle Toten aus Grund und Meer
In der nächsten Nacht
Rauschen auf segelnden Wolken daher
Und suchen in Träumen süß und schwer,
Wer liebend ihrer gedacht.

Doch jene, die schon vergessen sind
Von flüchtigen Herzen,
Irren verlassen durch Nacht und Wind,
Bis neu das junge Leuchten beginnt
Mit tausend flammenden Kerzen.

Dann zieht sie das Licht, das entsühnte Licht
In seine Strahlen.

Und jeder Kranz, den der Morgen flicht,
Und jedes Gebet, das der Abend spricht,
Gilt ihren einsamen Qualen . . .

Osterhoffnung.

Komm, du neuer Menschengarten,
Sieh uns warten
Auf dein Rosenblühn!
Öffne deine grünen Mauern,
Laß das Trauern
Wie ein Abendrot verglühn!

Wollen wieder Menschen werden
Und die Herden
Weißer Wolken sehn,
Und durch Sonne, Blumen, Quellen,
Wind und Wellen
Liederleicht wie Kinder gehn.

Wollen unsre Liebe breiten
Wie vor Zeiten
Um die ganze Welt,
Helfend, heilend uns verbünden
Über Gründen,
Die der Güte Glanz erhellt.

Alle ſind wir ſtill geworden.
Haßakkorden
Folget keiner mehr.
Komm, du neuer Oſtergarten,
Sieh uns warten
Auf der Liebe Wiederkehr!

Auferſtehung.

Ich brauche dich, du klare Stille,
Für meine Wunden.
Ich weiß, es läßt ein hoher Wille
Mich doch geſunden.

Ich muß nur leiſen Fußes gehen,
Glockengetragen,
Durch alle Wunder, die erſtehen
Zu neuem Tagen.

Das iſt ſo köſtlich, noch einmal
Geboren werden,
Aus irrer Luſt und wirrer Qual
Zum Glanz der Erden.

Zum Leuchten, das verborgen ruht
Auf allen Dingen,
Zum Lauſchen auf der Lebensflut
Geheimes Singen.

Nur wer die dunkeln Gründe ſah
Von Angeſicht,
Fühlt wunderbar in allem nah
Das große Licht!

Drei-Königs-Legende.

Drei Könige kamen in Wetter und Wind
Und beugten das Knie vor dem göttlichen Kind.
Drei Könige boten ihm Myrrhe und Gold
Und haben ihm köſtliche Gaben entrollt.

Der erſte hob aus Rubin einen Schrein,
Der glomm wie die Sonne im Frührotſchein.
„Hier ſammle, ſteht einſt dir das Leben bereit,
Das Freuen und Leuchten der ſchaffenden Zeit!“

Der zweite bot aus Ebenholzpracht
Einen Becher, ſchwarz wie die Tiefe der Nacht.
„Hier birg deine Tränen, dein ringendes Weh —
Ich hörte im Traum von Gethſemane!“

Der dritte enthüllte ein Glas aus Kriſtall,
Das faßte die Klarheit der Sonnen all.
„Hier lade die ſelige Stunde zu Gaſt,
Wenn einſt die Menſchheit dein Lieben erfaßt!“

Da leuchten des Kindes Augen im Licht —
Es greift nach dem Glas — und es fällt und zerbricht.
Maria weinte. Die Könige gingen
Und sprachen leise von traurigen Dingen . . .

Hymnus an die Natur.

Sei du mit mir, Natur, und deine Seele,
Die keusch verhüllt in Bild und Gleichnis spricht!
Sei du mir nah im Rausch der Sturmchoräle,
In Tau und Abendstern und Blumenlicht!
In deinen Wolken, die das Sehnen kleiden
Der siechen Welt in erdenferne Zier,
Im Brautgewand erwachter Osterweiden,
In Weihnachtsschnee und roten Herbstgeschmeiden
Sei du mit mir!

Und ob ich betend meine Hände hebe,
Ob im Prometheustrotz mein Glaube schweigt:
Du bleibst der Gott, in dem ich ewig lebe,
Der meinem Spott noch neue Wunder zeigt!
Wie ich auch deine tiefste Seele nenne —
Sei meiner dunklen Wandrung licht Panier!
Ob ich in dir ein großes Ich erkenne,
Ob nur die Flamme, die im Urgrund brenne:
Sei du mit mir!

Sei du mein Hort, du reine, ewig wahre,
Wenn auch die liebſte Lippe Lügen quillt!
Sei du der Troſt der wechſelvollen Jahre,
Wenn Leid und Trug ins Unermeßne ſchwillt!
Laß mich in dir Geduld und Weisheit finden,
Aus Schuld und Schwere läutre mich zu dir —
Mit deinen Händen, deinen mutterlinden,
Bis zum erlöſten letzten Überwinden
Sei du mit mir!

Seide Borowitz.

Von

Karl Hans Strobl.

Eine alte, morsche Bank stand am Waldrand. Verwachsene Wege zogen sich hinter dem Gebüsch in den Wald hinein, aus Potockischen Glanzzeiten träumten steingefaßte Quellen und steinerne Tische in einem Rund steinerner Sitze zwischen den Bäumen. Große Herren und schöne Frauen aus dem Schlosse dort unten über Chwolków hatten hier galante Mahlzeiten und kleine sommerliche Liebesfeste abgehalten. Alle Büsche waren voll von zärtlichem Flüstern, in den Wipfeln der alten Buchen hingen noch Lautenklänge und lustige, schön gedrechselte französische Liedchen, die im Sonnenschein leise zu klingen begannen und wie flimmernde Goldblättchen niedersanken. Waldtauben gurrten tief und brünstig.

Sie saßen nebeneinander auf der Bank, Richard sah auf Gitls Füße nieder und zog den Umriß mit dem Spazierstock im weichen Boden nach.

„Du wirst dann auch andere Schuhe tragen ... für deine kleinen Füße kleine gelbe Schuhe ... oder feine Lackstiefel mit hohen Stöckeln und Gummi ...“

Errötend zog sie die vertretenen, aufgequollenen und durch schiefe Absätze verunstalteten Tretdinger unter den Rocksaum. „Die Mamme spart . . .," sagte sie verlegen.

„Du mußt Mama sagen oder Mutter . . . nicht Mamme," stellte er aus. Gitl senkte den Kopf, das Herz tat ihr ein wenig weh . . . „Aber sie wird mir mitgeben," fuhr sie eifrig fort. „Das Geschäft geht gut. Sie kann herausnehmen. Wir können uns einrichten damit. Brane hat ihr zugeredet und vorgerechnet, daß es geht. Weißt du," sagte sie lustig und wieder obenauf, „ich glaub', die Brane is selber verliebt in dich. Sie möcht' sich selber absparen, daß mir die Mutter mehr kann mitgeben, und daß ich alles hab' so wie Didonje Stöckl."

Die Gebüsche rauschten stark hinter ihnen im Leben ihrer Erinnerungen, fast als dringe ein Mensch durch sie hindurch. Nachdenklich sah Richard vor sich hin. „Es wird nur noch a Weile dauern. Zuerst hab' ich geglaubt, es wird gehen im Herbst. Aber man muß überall haben Protektion. Der Nußbaum is eingetreten zugleich mit mir, und heute is er schon Oberingenieur. Warum? Is er besser als ich? Nein! Aber er hat einen Onkel bei der Landesbank, die das Geld gibt. Ich hab' niemanden. Bis zum Frühjahr wird's schon dauern."

„Ich kann warten, Richard!“ sagte Gitl schlicht und lehnte den Kopf hintenüber.

Richard sah ihr Haar gegen die grüne Wand des Haselnußstrauches geschmiegt, kleine Zweiglein spielten um ihre Schläfen. Voll zaghafter und schmerzlicher Rührung folgte er den verschlungenen Wegen der blauen Adern unter der Haut. Ein großer Zweig, der sich weit hinten aus der dicken Wirrnis des Strauches über ihr Gesicht bog, nickte heftig.

Plötzlich schrak Gitl zusammen. Richard war aufgesprungen und starrte mit einem wilden Gesicht ins Gebüsch. „Es ist jemand da,“ zischte er, sein Stock schlug heftig ins Gezweig. Er setzte über die Bank und warf sich schwer mit der ganzen Wucht seines Körpers in das Strauchwerk. Schnellende Äste trafen Gitl schmerzlich an Schulter und Wangen, drinnen im Gewirr krachte und brach es, es war, als würde der ganze Busch aus dem Boden gerissen. Laufen und Keuchen verlor sich im Wald. Gitl saß mit klopfendem Herzen da . . ., unten an der Waldecke sprang ein Mensch hervor, so schnell, daß man nur die plumpe Masse sah, rannte über den Weg und duckte sich in die kleine, überbuschte Schlucht, die sich in das Tal hinabwand.

Jetzt sprang auch Richard aus dem Wald, stand

hoch am Wegrand, unschlüssig nach allen Seiten spähend. Die Lust zur Verfolgung schien ihm vergangen zu sein, er wandte sich um und kam langsam den Weg hinan, sein Stock mähte die Disteln am Rain.

„Weißt du, wer es gewesen ist?" fragte er keuchend, mit verrinnender Wut, „Seide Borowitz ist es gewesen. Seide Borowitz! Was hat er sich da hinter uns zu verstecken?"

Gitl saß unter kaltem Schauer. „Ach Richard," klagte sie, „er ist doch immer da. Ich kann nicht ausgehen, ohne daß ich ihn hinter mir habe. Was will er noch? Er brennt mir mit seinen Augen Löcher ein. Was will er denn?"

Mit einem heftigen Schlag seines Stockes traf Richard einen Stein, daß er im Bogen über das Gebüsch flog: „Soll ich ihn nur einmal kriegen!"

„Nein ... nein," schrie Gitl, von Angst aufgetrieben und an Richards Brust geworfen, „du darfst ihm nichts tun. Das wär' ein Unglück."

„Warum ein Unglück?" Finster lagen die Brauen, enge über der Nasenwurzel.

„Ich weiß nicht, Richard ... ich weiß nicht. Aber du sollst ihm nichts tun ... hörst du! Nimm mich nur fort von hier."

Er erwiderte nichts, biß die Zähne zuſammen und griff nach ihr mit einem ſolchen Erſchrecken, wie man aus qualvollen Träumen, in denen man vom Tod gewürgt wird, im Dunkeln nach der Liebſten tappt. —

Aber es geſchah, daß Gitl ſelbſt ihren Freund gegen Seide zu Hilfe rufen mußte. An einem übermäßig heißen Sommertag kam Gitl gegen Abend von einem ihrer Dorfgänge. Der Auguſt mauerte zwiſchen Morgen- und Abenddämmerung die Stunden wie glühende Lavaquadern hin. Es war wirklich, als ſei der Sonnenſchein eine träge, zähe Flüſſigkeit, die aus den Pforten der Nacht, noch heiß vom geſtrigen Tage, herangeronnen kam und, ſich immer mehr erhitzend, in weißglühenden Blöcken aufeinandergetürmt wurde. Man ging, wo man ſich auch befinden mochte, ſtets neben einer Mauer von Glanz und Hitze hin, mit geblendeten Augen, einen heftigen Schmerz auf dem Grund der Pupillen und mit brennendem Hals, der vom Schlund an mit trokkenen, dürren Haaren bewachſen zu ſein ſchien.

Gitl kam zwiſchen den Feldern daher, auf denen der Schnitt zum Teil ſchon begonnen hatte. Unermeßlich dehnten ſich die Getreidebreiten zwiſchen den Dörfern hin, umſchloſſen ſie, als wollten ſie die Häuſer überwuchern, als wären ſie in einem Übermut von Frucht-

barkeit und Ernteſegen mächtiger als alles Menſchenwerk und ſelbſt als die Wälder, die ſich vor ihnen ſchmal und zaghaft auf die Hügelkämme zogen. Mit benommenem Kopf und ſummenden Schläfen, mit lehmſchweren Gliedern ging Gitl dem Ort zu; manchmal hatte ſie Stoppelfelder neben ſich, auf denen die Garben eben gebunden und zu Mandeln geſtellt wurden. Aber wenn ſie dann wieder in die Engpäſſe zwiſchen den rauſchenden Mauern der Halme einbog, ſo konnte man denken, daß alles Erntemühen der Leute vergeblich bleiben müſſe, daß dieſe Welt von goldgelber Fülle unbezwinglich ſei, und daß die Erde mit ihrem Sommergeſicht in den Winter eingehen müſſe. Die Sonne wehrte ſich gegen die Menſchenarbeit. Faſt täglich erzählte man von plötzlich zuſammengebrochenen, vom Sonnenſtich getroffenen Mähern, und auch Richard berichtete, wie ſchwer ſelbſt ſeine der Hitze doch gewohnten Italiener zu leiden hätten.

Fing es ſo an, daß die Gedanken durcheinander wirrten? Keiner konnte recht zu Ende ablaufen, viele traten gleichzeitig hervor, drängten ſich um irgend etwas, das man nicht recht wahrnehmen konnte, ſo wie Menſchen auf der Straße um einen, der am Boden liegt, zuſammenlaufen. Dann war auf einmal alles Wort-

gemäße aus dem Kopf genommen, Bruchstücke von Bildern schwankten blaß durcheinander, bisweilen klang ein einzelner Nerv schrill auf wie eine von unkundiger Hand berührte Saite.

War der Mensch da vorn, im Engpaß zwischen Gerste und Korn, aus diesem Bildergewoge hervorgegangen, oder stand wirklich Seide Borowitz da?

Er sprach, also war er es wirklich, aber Gitl war vom Gang in der heißen Sonne zu stumpf, um sonderlich zu erschrecken. Er war ihr von dem Tag hergestellt wie eine Ausgeburt der Hitze, und es mußte geduldet werden, daß er neben ihr ging.

Da der Weg zu eng war, um ihn zu zweit zu schreiten, trampelte er neben ihr durch das Getreide, mit den Armen schlenkernd, um die hohen Halme zur Seite zu biegen; manchmal verschwand er hinter einem Vorhang mannshoher Ähren, dann brach er wieder vor, beugte sich zu Gitl und versuchte, ihr ins Gesicht zu sehen. Er zog eine Furche hinter sich her wie eines der Korngespenster, von denen die polnischen Bauernmärchen erzählen.

Was er sprach, konnte ja gleichgültig sein, das Summen in Gitls Schläfen war stark genug, um seine Worte nicht anhören zu müssen. Aber da war eins, das

er immer und immer wieder vorstieß, ein Wort, das in seinem Mund mit Spitzen und Widerhaken versehen worden war, und das sich wie eine Harpune endlich in Gitl festsetzte.

„Was ist es mit Richard?" fragte sie widerwillig, als sie sich festgehalten fühlte.

„Nix . . . nix," hörte sie Seide wie von fernher, „es is a braver Mensch, a schöner Mensch. Er wird's bringen zu was bei dem Masel, was er hat."

„Was redst du da von Richard? Geht er dich was an?" Langsam ließ sie sich wieder sinken, erschlaffte nach der Anstrengung der Frage.

„Was soll er mich angehen? Ich sag' nur . . . er will's bringen zu was. Und er wird's bringen zu was . . ., so oder so."

Der Weg bog ein wenig nach links und fiel ab, es sah aus, als sei es von seinem Rand in den rotflammenden Abendhimmel hinein nur ein paar Schritte. Ein Wald war wie eine schmale dunkle Schwelle unter ihm. Den ganzen Tag hatte die Sonne Glut auf den Hang geschüttet, nun lag die Hitze gesammelt in dicker Schwüle, der Wind, der sich in der Ebene aufmachte, trieb sie ihnen entgegen, betäubte Gitls Sinne.

Sie hatte bisher vermieden, Seide anzusehen, nun

wandte sie ihm ihr Gesicht zu. Sie sah ihn nahe vor sich, klebrig und glänzend von Schweiß, er grinste vor Eifer, zwischen den klaffenden Lippen lagen die grüngelben, mit Schleim überzogenen Zähne. Seine Augen aber umspannten sie mit jenem Blick von Begierde, der ihr überallhin folgte und bis in ihre Nächte drang.

„Ich glaube dir nichts," sagte sie aus ihrem Tiefsten heraus, „du lügst."

„Ich hab' es doch gesehen, Gitl," schrie er, „nimm dich in acht vor ihm, Gitl. Er hat dir verdreht den Kopf . . . und er wird dich sitzenlassen. Du bist a armes Mädl gegen ihn . . . er stellt sich vor den Spiegel, schaut sich an mit seiner Krawatten und seine breiten Schuh und sagt: Kann ich nicht a andere haben?"

Sie fühlte ihn zu nahe und wich zurück, ins andere Feld, der Weg lag zwischen ihnen.

„Lügner!" sagte sie dunkel und schwer, „Lügner!" Der Hang wich rasch unter ihr, trotz der Hitze schritt sie schnell dahin, die Halme sengten ihr im Vorbeistreifen Gesicht und Hände mit all der gefangenen und bewahrten Sonnenglut eines ganzen Tages.

Seide keuchte auf dem Weg neben ihr. „Gitl . . ., die Zunge soll mir verfaulen im Mund, die Augen mir

ausrinnen, und Würmer ſollen mich freſſen bei lebendigem Leib, wenn ich nicht die Wahrheit ſag'."

„Was haſt du geſehen?" klagte ſie verwirrt.

„Was ich hab' geſehen? Haſt du nicht gehört? Wie das Mädel hat ſchön getan mit ihm . . ., die Tochter vom Baurat oder was er is. Auf dem Arbeiterfeſt am vorigen Sonntag. So hat ſie gehoben das Glas und hat angeſtoßen mit ihm und hat ihm in die Augen geſchaut. ‚Fang mich ein!' hat ſie mit den Augen geſagt, ‚ich lauf nicht weit.'"

„Du! Du!" und raſcher ging Gitl weiter, als wolle ſie ihm entkommen.

„Warum hat er dich nicht mitgenommen, Gitl? Warum war er dort nicht mit dir? Was hat er dir geſagt, warum er dich nicht mitnimmt? Biſt du nicht ſeine Braut? Alle waren ſie dort mit ihren Frauen und Bräuten, du haſt können zu Haus bleiben. Und nachher ſind ſie alle gelegen im Gras . . ., ſie neben ihm . . ., ſie is ſchön Gitl, nicht ſo ſchön wie du . . ., aber ſchön genug. Sie haben miteinander das Eſſen geteilt, und jeden Biſſen hat ſie beſtrichen mit Honig aus ihren Augen . . ., und ſo hat ſie ſich immer gebogen über ihn . . ., ihre Finger haben ihn geſtreichelt über dem Brot . . ."

Mit einem Ruck blieb Gitl stehen. Hier teilte sich der Weg an einem kleinen trüben Tümpel, an dem die Erntearbeiter ihre Mahlzeiten hielten; eine grüne, bauchige Tonflasche lag in Scherben am Rand des schlammigen Wassers. Rechts hätte Gitl gehen müssen, um rasch nach Chwolkow zu gelangen. Links lief der Weg in ein struppiges, verdorrtes Wäldchen und leitete dann zu der kleinen Barackenstadt, in der Richards Bauhütte lag. Gitl hatte durch die großen Schiebefenster sehen dürfen, auf den mit Plänen und Rissen bedeckten Tisch, über denen metallene Lineale, Zirkel und glänzende Instrumente bereit lagen zu Entwürfen kühner und weittragender Gedanken, wie sie täglich in Richards Kopf entstanden.

Wehte hier an dieser Stelle wirklich eine kühlere Luft, oder war das ein Anhauch seiner klaren und von hellem Verstand durchleuchteten Welt, der sie zu sich brachte? Gitl fühlte sich vor einer Entscheidung, der Weg, den sie einschlug, führte von ihm fort oder zu ihm hin.

Einen Augenblick lang überlegte sie, wie rings von Kristall eingeschlossen, ganz auf sich gestellt.

„Er hat mir doch alles erzählt," sagte sie leise, und mit festen, raschen Schritten betrat sie den Weg, der nach links führte.

Eine Weile glaubte ſie allein weiterzugehen, dann hörte ſie Seides Trab hinter ſich. Er war wieder da. „Gitl . . ., du willſt mir nicht glauben. Warum glaubſt du mir nicht? Du wirſt bereuen, wenn es is zu ſpät. Hat er dir erzählt, wie ſie haben miteinander getanzt? Sie iſt ihm an der Bruſt gelegen, ganz allein haben ſie ſich gedreht, und alle Leute haben geklatſcht in die Händ'. Gitl, er kann dir haben erzählt, was ſie haben getan und was ſie haben geſprochen mit dem Mund. Aber was ſie ihm hat geſagt mit die Händ', mit die Augen und mit dem Leib . . ., das hat er dir nicht geſagt . . ."

Da wandte ſie ſich plötzlich gegen ihn, daß er vor dem ſchönen wilden Tier, das ſich ihm ſtellte, zurückfuhr.

„Was willſt du von mir? Geh fort . . ., ich ſpeie dich an! Du Lügner." Ihre Hände lagen geballt an der Bruſt, ihre Schultern zitterten.

Es quoll ſchwer und dunkelrot in ihm auf, eine Welle von purpurnem Blut ſtürzte irgendwo hervor und ſtieg heftig in ſeinem Leibe hinan. Das Bewußtſein ſeiner Begrenztheit fiel von ihm ab, er war plötzlich mit ungeheuren Kräften begabt, die ihm von überall her aus der Luft, dem Boden, den Bäumen zugefloſſen kamen. Er war ein Sohn und Erbe des Himmels und der Erde, hatte Teil an der erhabenen und mörderiſchen Hitze dieſes

Tages, er hatte selbst Sonnenglut getrunken und fühlte sie nun in seinen Adern, seine Sohlen bebten im Pulsschlag des Bodens, das langsame, tiefe Saugen der Wurzeln ging in seinen Beinen weiter. Alles war ihm unterworfen, er hatte Gewalt über alles . . .

Er reckte sich auf, seine Arme knackten in den Gelenken, als er sie hob, um nach dem Weib da zu tappen. Gitl sah, was ihr bevorstand. Wie ein flücht'ges Winken mit einem Tuch flatterte ein zerfetztes Erinnerungsbild auf. Die Greuelgruppe eines Wachsfigurenkabinetts, ein riesiger, scheußlich behaarter Gorilla, der den nackten Leib einer blassen, schlanken Jungfrau in die Wälder schleppt.

Sie rannte Seide die geballten Fäuste mit Boxergeschick in die Rippen, sprang unter den gehobenen Armen durch und lief quer durch das Waldgebüsch geradeswegs den Berg hinab. Aber sie war noch nicht sehr weit gekommen, als sie es bereute, nicht auf dem Weg geblieben zu sein. Ihre Kleider schlugen ihr um die Beine, das Gestrüpp schleuderte bewehrte Zweige nach ihr aus wie Angelhaken, eine kleine Lichtung warf ihr tückisch morastigen Grund vor die Füße.

Sie hörte Seides Sprünge hinter sich, klatschend setzte er über die Sumpfwiese.

Im Wald hielt ſich Gitl nach links, um den Weg zu erreichen. Sie bog die Zweige des Gebüſches weit zurück und ließ ſie Seide ins Geſicht ſchnellen. So hielt ſie ihn ein wenig von ſich ab, aber es war kein Zweifel, daß er ſie ſchließlich erreichen und überwältigen würde. Er würde ſie niederwerfen und ihr ſeine feuchte Fauſt in den Mund ſtopfen, um ſie am Schreien zu hindern. Sie ſprang über einen Waſſerabzugsgraben am Waldrand, brach zuſammen und zerſchlug ſich das Knie an einem Stein. Drüben krümmte ſich der Weg aus dem Buſch hervor, die gebuckelte Wieſe ſank ſanft gegen die Barackenſtadt. Schon ſah man Menſchen in der Ferne, auf einem Geleiſe ſchoben zwei Arbeiter einen eiſernen Kippwagen voll Erde zu einem Schutthaufen hin, Sprengſchüſſe knallten, wie jeden Abend, wenn die Arbeit zu Ende ging.

Gitl dachte, nun würde Seide wohl von ihr ablaſſen. Aber als ſie den Kopf im Laufen wandte, ſah ſie ihn kommen, er rannte zappelnd hinterher, mit ſchlenkernden Armen und Beinen, manchmal torkelnd wie ein Betrunkener.

Da begann Gitl zu ſchreien: „Richard! Richard!“ Jetzt erſt, da ſie den Geliebten nahe wußte, war ſie von lähmender Angſt geſchlagen. Herz und Lungen konnten

plötzlich nicht mehr, sie fiel hin, stieß noch einmal das verletzte Knie hart an und blieb wimmernd liegen.

Schon war Seide da, keuchend rang sie mit ihm.

Richard, der Gitls Schreie gehört hatte, sah sie niedergeworfen, einen Menschen über ihr. So wie er am Zeichentisch gesessen hatte, in Hemdärmeln und Socken, rannte er die Wiese hinan. Das metallene Lineal hielt er noch in der Hand.

„Wart du! Wart du!" knirschte er.

Mit einem Schrei warf er sich ins Getümmel. Er packte Seide mit der Linken beim Kragen und hieb ihn mit dem schweren Messingleisten zweimal über den Kopf. Seide drehte ihm das Gesicht zu. Es war von Blut, Schweiß und Schleim überronnen, die Augen blinzelten böse und wirr. Brummend stieß er Richard mit der Stirn gegen die Brust. Richard ließ das Lineal fallen, schlug ihn mit der linken und der rechten Faust gegen die Schläfen, faßte ihn dann am Rockkragen und riß ihn durch einen heftigen Ruck in die Knie. Als Seide nach den Handgelenken seines Gegners biß und aufzustehen versuchte, trat ihn Richard mit dem Fuß so wuchtig vor den Bauch, daß er hintenüberstürzte und liegenblieb.

Gitl ſtand leichenblaß da und ordnete mit bebenden Fingern ihr Haar.

„So ein Kujon," ſagte Richard atemlos.

„Haſt du ihn erſchlagen, Richard?" Es war vergeſſen, ausgelöſcht, was ihr begegnet war, in der Angſt um Richard und der Furcht vor den Folgen ſeiner Tat.

Richard beugte den Kopf tief herab, legte das Ohr an Seides Bruſt. „Nein . . . er atmet . . . aber ich werde Leute herſchicken, die ihn nach Haus bringen."

Gitl konnte kaum gehen, hinkend ſtützte ſie ſich auf Richards Arm. Er winkte ein paar Arbeiter heran und befahl ihnen, für Seide zu ſorgen. Aber noch ehe die Rettungsmannſchaft den halben Weg bergauf gemacht hatte, ſah man Seide ſich langſam aufraffen und ſeine Glieder zuſammenſuchen. Er ſtand eine Weile wankend auf der Stelle, wo er hingeſtürzt war, und, als der Verſtand wieder an ſeinen Platz gebracht war, begann er mit gekrümmtem Rücken und lang herabbaumelnden Armen den Berg hinanzuſteigen.

Die beſondere Güte Gottes.

Eine luſtige Kloſtergeſchichte.

Von

Rudolf Greinz.

Es iſt etwas Köſtliches um den Schlaf. Und manchmal ſchlafen nicht nur die Menſchen und die Tiere, es ſchlafen auch ganze Ortſchaften und größere und kleinere Baulichkeiten.

An ſchwülen Hochſommertagen kommt es vor, daß kleine Städte einen vollkommen ausgeſtorbenen Eindruck machen. Da iſt es in den Gaſſen und Gäßchen ſo lautlos ſtill, daß der feſte Schritt eines Mannes erſchreckend und beinahe unheimlich wirkt. Tier und Menſch gibt ſich der Mittagsruhe hin, und ſogar die Hunde, die als getreue Hüter der öffentlichen Sicherheit unter den Haustüren ſitzen, reckeln ſich träge im prallen Sonnenſchein. Alle Viere ſtrecken ſie von ſich und knurren leiſe und mürriſch, wenn von ferne ein Geräuſch zu ihnen dringt, das ſie unliebſam aus ihrer behaglichen Ruhe ſtört.

Auch die kleine Bergſtadt erlebte heute ſo einen echten, richtigen Hochſommerſchlaf. Wenigſtens erſchien es dem

älteren Herrn so, der mit festen, resoluten Schritten sich über den Hauptplatz begab und die Richtung gegen das obere Ende der Stadt einschlug.

Seine Tritte hallten laut in der feierlichen Stille des Mittags. Heiß senkte die Sonne ihre Strahlen auf das gewürfelte Steinpflaster. Die weißen Mauern an den beiden Häuserreihen blendeten grell im Sonnenlicht; und träumend, öde und leer starrten die zum Teil verhängten Fenster und die Schaufenster der Läden in die dunstige, lichtblaue Atmosphäre des schwülen Tages.

Am Hauptplatz plätscherte ein großer, viereckig von einer Steinmauer eingefaßter Brunnen. Der heilige Florian stand schirmend unter dem Brunnendach und wehrte den künstlichen, gelblich-roten Holzflammen, die ein Haus zu verzehren drohten.

Ein großer, üppiger Kastanienbaum überschattete das Brunnenidyll. Doch selbst das Rieseln des Wasserstrahles aus dem Rohr klang nicht so frisch und fröhlich wie gewöhnlich, sondern hatte einen müden, einschläfernden Ton.

Vom Turm der großen Pfarrkirche schlug die Uhr langsam und gezogen. Sie kündete die zweite Mittagsstunde an. Kein Mensch war in den Straßen zu er-

blicken. Unwillkürlich beschleunigte der Wanderer seine Schritte, was das erhöhte Mißtrauen eines schläfrigen Hundes erregte, der ihm mürrisch nachgrunte.

Am äußersten Ende der Stadt, in etwas erhöhter Lage und eingeschattet von alten Edelkastanienbäumen lag das Kloster der hochwürdigen Patres Kapuziner. In schlichter Bescheidenheit lag es da. Einfach und anspruchslos. Ein niederer, langgestreckter Bau mit anstoßender Kirche.

Der kleine Turm reckte neugierig seine Spitze in die Luft, fast erschreckt ob der eigenen Kühnheit. Graue, hohe Mauern dehnten sich weit hinaus und zäunten den Klostergarten ein. Kleine, bescheidene Häuser grenzten an das Kloster, während ein steiler, kahler Berganstieg den Hintergrund der ganzen Siedelung bildete.

Der Fremde steuerte geradewegs auf die einsame Klosterpforte der hochwürdigen Patres Kapuziner zu und zog mit raschem Griff an der Klingel. Schrill tönte die Glocke durch den sich schier endlos hinziehenden Korridor. Dann war drinnen im Kloster wieder alles still und ruhig wie zuvor.

In dem engen weißgetünchten Warteraum vor der Klosterpforte herrschte eine angenehm kühle Temperatur. Beinahe stickig war die Luft und gemahnte an feucht-

modrige Kellermauern. Der Fremde sog behaglich diese Luft ein. Sie war ihm lieb und vertraut und erinnerte ihn an dumpfe Archive, in denen er so manchen verborgenen Schatz aufgestöbert hatte.

Hofrat Professor Ringler war ein schlank gewachsener Mann, Mitte der Fünfziger, glatt rasiert, mit Brillen, einem bräunlichem Gesicht und leicht ergrautem vollem Haar. Seine Haltung war gut und korrekt; nur bezeigten seine Achseln eine leichte Neigung nach vorn, was wohl von einem allzu häufigen Verkehr mit hohen und höchsten Herrschaften herrühren mochte.

Der kurze Touristenanzug mit Wadenstrümpfen und einem weichen Lodenhütl stand ihm fesch zu Gesicht und ließ ihn um beinahe zehn Jahre jünger erscheinen. In der Hand trug er einen eleganten Spazierstock, der seltsam gegen seine einfache Lodenkleidung abstach. Der dicke Silberknopf des Stockes wirkte in der ärmlichen Umgebung des Warteraumes doppelt auffallend und kostbar.

Professor Ringler spielte nervös mit dem Stock, zeichnete Figuren auf den Steinfließen, hustete ungeduldig und stand abwechselnd von einem auf das andere Bein. Er mußte so lange warten, daß er es sich schon überlegte, ob er nicht doch noch ein zweites-

mal läuten sollte, als er von dem äußersten Ende des Korridors schlürfende Schritte vernahm.

Die Schritte kamen langsam schlürfend herbei und zeugten offenbar von einer behaglichen unerschütterlichen Ruhe der sich nähernden Person. Ein kleiner alter Kapuzinerpater mit demütig freundlichem Gesicht öffnete die Pforte, ließ den Fremden eintreten und frug nach seinen Wünschen. Professor Ringler lüftete höflich den Hut, stellte sich vor und ersuchte vor den Pater Guardian[1]) geführt zu werden.

„So, so! Den Pater Guardian möchten's sehen!" sagte der kleine Pater freundlich und strich sich wiederholt über den langen weißen Bart, der ihm fast bis zur Brust über die braune derbe Lodenkutte fiel. „Ja, ich weiß aber nit genau, ob der Pater Guardian jetzt wohl zu sprechen sein wird. Könnt' ich ihm nit was ausrichten?" forschte er dann weiter und sah neugierig blinzelnd zu dem Hofrat auf, während die eine Hand fortwährend über den weißen Bart strich.

„Sagen Sie dem Pater Guardian meine Hochachtung, und ich sei gekommen, um die mir sehr empfohlene Bibliothek des Klosters zu besichtigen!" versetzte der Fremde

[1]) Vorstand eines Kapuzinerklosters.

mit Nachdruck und nicht ohne dabei ein gewisses Selbstgefühl zu bekunden.

„Die Bibliothek? Ah so!“ verwunderte sich der kleine Pater und strich sich dabei unausgesetzt den Bart. „Wohl die Bibliothek? Und gar empfohlen ist sie Ihnen auch noch? Da schau her! Da schau her!“

Diese Tatsache schien das alte Paterle ganz besonders zu belustigen; denn es kicherte scheu und unterdrückt vor sich hin und sah jetzt mit unverhohlener Neugierde auf den Fremden.

„Ich besitze Empfehlungsschreiben vom Kultusministerium und von dem fürstbischöflichen Ordinariat!“ sagte der Professor, den das Benehmen des Alten etwas zu ärgern schien. „Ich bin gerne bereit, sie dem Pater Guardian zu zeigen.“

„Ich geh' schon. Ich geh' gleich!“ beeilte sich der Alte zu versichern. „Ich werd' ihn wohl etwa bald auftreiben den Pater Guardian. Wissen's, manchmal steckt er um die Zeit im Garten und macht so a ganz a kleins Döserle[1]). Daß es aber ja kein Mensch nit g'siecht.“ Und listig und heiter vor sich herlachend entfernte sich der Pater Pförtner, nicht ohne daß er von

[1]) Schläfchen.

innen noch zuerst sorgfältig den Riegel vorgeschoben hätte.

Der Hofrat hörte, wie sich die klappernden Holzsandalen eilig schlürfend entfernten, und freute sich über den Eindruck, den offensichtlich das Empfehlungsschreiben des fürstbischöflichen Ordinariates gemacht hatte.

Es dauerte auch gar nicht solange, bis der Pater Guardian in Begleitung des Pförtners erschien. Er war ein würdevoller älterer Mann, hoch gewachsen, hatte eine große Glatze und einen schönen dunkeln Vollbart.

Der Guardian verbeugte sich höflich vor dem Fremden, steckte die Hände nach Klosterbrauch in die weiten Ärmel der braunen Kutte, die in der Mitte mit einem groben Strick umgürtet war, und sah erwartungsvoll auf den Besuch.

„Ich bin gekommen, hochwürdiger Herr . . .“ begann der Professor sein Anliegen vorzubringen, „um Ihre weitgerühmte Bibliothek nach alten Drucken und Handschriften zu durchforschen. Das Kultusministerium und das fürstbischöfliche Ordinariat haben mir . . .“

Das Gesicht des Guardians, das vorher einen ablehnenden Ausdruck zeigte, verklärte sich bei diesen

Worten, und eifrig unterbrach er den Fremden: „Aber bitte, bitte, wollen der Herr Hofrat nicht mitkommen. Es redet sich doch viel gemütlicher hier drinnen, auch wenn wir's nur ganz bescheiden haben. So ... so ..." fuhr er dann über eine Weile fort, als er an der Seite des fremden Herrn den langen, niedern und schmucklosen Korridor durchschritt. „Das fürstbischöfliche Ordinariat hat Ihnen daher g'schickt. In unsere Bibliothek?" forschte er, und sein Gesicht zeigte eine leichte Verlegenheit. „Ja ... wie nur das fürstbischöfliche Ordinariat auf so einen Einfall kommen kann!" meinte er dann mißbilligend.

Der kleine Pater Pförtner, der bescheiden hinter den beiden Herren nachgeschlürft kam, ließ abermals ein leises, halbunterdrücktes Kichern hören.

„Ich kann doch sofort die Bibliothek besichtigen? Meine Zeit ist nämlich sehr gemessen. Ich muß eigentlich jede Minute ausnützen." Der Fremde tat sehr wichtig, zog seine goldene Uhr aus der Westentasche und besah sich kritisch die Stunde.

Der Pater Guardian blieb einen Augenblick stehen, als müsse er Atem schöpfen. Dann blickte er ratlos auf den alten Pater, der demütig scheu und doch erwartungsvoll zu ihm aufsah. „Jetzt gleich wollen's in die Bi-

bliothek?" fragte der Guardian zaghaft. „Könnten's nicht ein bissel später kommen?"

„Wenn ich Sie bitten dürfte, sofort zu dem Pater Bibliothekar geführt zu werden, wäre ich sehr verbunden!" erwiderte der Fremde höflich, aber im bestimmten Tone, der keinen Widerspruch erwartet. „Der Pater Bibliothekar kann mir ja bei meinen Forschungen etwas an die Hand gehen, damit ich mich besser zurechtfinde."

„Ja, ja. Freilich!" sagte der Guardian ziemlich tonlos und nickte bestätigend ein paarmal mit dem Kopfe. „Natürlich kann er das. Natürlich!" fügte er beruhigend hinzu.

„Wie heißt denn der Pater Bibliothekar?" erkundigte sich der Hofrat nach einer kleinen verlegenen Pause, während der Guardian innerlich alle Heiligen zu seiner Hilfe anrief. „Und wie lange ist er denn schon im Kloster?"

„Der?" Der Guardian sprach das Wort langgedehnt aus und schaute mit beinahe kindlicher Hilflosigkeit zuerst auf den Fremden und dann auf den alten Pater Pförtner.

Dieser kam seinem Vorgesetzten zu Hilfe. „Soll ich den Pater Desiderius holen gehen?" frug er den Guar-

dian und schielte listig und in beinahe buckliger Haltung zu seinem Vorgesetzten empor.

„Ja. Bitt' schön. Hol' den Desiderius!" Erleichtert atmete der Guardian auf.

Sie waren jetzt beim Kreuzgang angelangt, und der Guardian führte den Gast in einen großen hohen Raum, der den Patres als Eßzimmer diente und Refektorium genannt wurde.

„Pater Desiderius . . . das ist also der Bibliothekar?" fragte der Hofrat.

„Ja. Das ist er." Der Guardian sagte es trocken und bat innerlich den Herrgott um Verzeihung für die Lüge. Denn der Pater Desiderius war nicht Bibliothekar, sondern ehrsamer Kellermeister des Klosters.

Einen Bibliothekar besaß das Klösterlein überhaupt nicht, und um die Bibliothek hatte sich seit Jahren niemand gekümmert. Die ruhte wohlverschlossen und verstaubt und träumte einen ungestörten Traum. Und so gut verschlossen war sie, daß der Pater Guardian beim besten Willen sich nicht erinnern konnte, wo er den Schlüssel dazu auftreiben würde.

Das durfte man natürlich dem Herrn Hofrat nicht merken lassen. Denn wenn das fürstbischöfliche Ordinariat ihn extra hergeschickt hatte, damit er seine Nase

in die alten, modrigen und schlechtriechenden Scharteken steckte, dann mußte man eben den Schein wahren und so tun, als interessierte man sich gleichfalls für das Zeug.

Daß der Pförtner den köstlichen Einfall mit dem Pater Kellermeister hatte, war ausgezeichnet. Der Guardian wußte es nun mit Bestimmtheit, daß ihm dieser aus der Verlegenheit helfen würde . . .

An zwei Seiten der Wände des Refektoriums waren lange Tafeln, die jetzt leer und ungedeckt standen. Ein paar Heiligenbilder schmückten den Raum, und eine Statue des heiligen Franziskus in Lebensgröße gab dem Saal einen würdigen Abschluß.

Große Bogenfenster waren auf einer Seite angebracht, die den Ausblick auf den Garten hatten. Sie waren vergittert. Grünes Weinlaub umrahmte den Einschnitt und machte den hohen Raum kühl und dämmerig.

Der Hofrat sah sich in dem Saale um, weigerte sich aber mit bestimmter Höflichkeit Platz zu nehmen, da er hiezu absolut keine Zeit habe.

Der Guardian wurde von Minute zu Minute unruhiger und verzweifelte innerlich schon ganz. Denn der Professor bestürmte ihn immer eingehender mit Fragen nach alten Handschriften, von denen der Guardian natürlich keine blasse Ahnung hatte. Er sagte halt immer auf

jede Frage Ja und Amen und hoffte im übrigen auf die Geschicklichkeit des Pater Desiderius.

Als dieser kam, wurde er dem Professor als Pater Bibliothekar vorgestellt. Etwas verwundert schaute der Hofrat auf den dicken Pater, rückte seine schwer goldumränderten Brillen zurecht und unterwarf den Pater Desiderius einer eingehenden Betrachtung.

Der Pater Desiderius war untersetzt und wohlbeleibt wie eine Kugel. Er hatte ein feuerrotes glänzendes und faltenloses Gesicht, rotes struppiges Haar, das so widerborstig war, daß es gewaltsam in die Höhe strebte und kaum die Tonsur erblicken ließ. Ein fuchsroter, nicht sehr langer Bart vervollständigte den Eindruck einer feurigen, flammenden Kugel, den der Pater machte.

„Also Sie sind der Pater Bibliothekar?" frug der Hofrat mit leicht zweifelndem Tonfall.

„Der Desiderius heiß ich halt!" nickte der dicke Pater freundlich und hielt dem Fremden seine fette Patschhand zum Gruß entgegen. Dann zog er aus einem der weiten Ärmel seiner Kutte eine große Schnupftabakdose, klopfte ein paarmal auf den Deckel, als müsse er erst höflich um Einlaß bitten, öffnete die Dose und bot dem Professor den wohlgefüllten Inhalt an. „A Pris' g'fällig?"

Lächelnd lehnte der Gelehrte ab. „Danke sehr. Ich schnupfe nicht."

„Nit?" Der dicke Pater riß erstaunt seine Augen auf, die ihm stark hervorstanden und an die vorsichtigen Fühler einer Schnecke gemahnten. „Kein Schnupfer sind Sie? Sie . . . da haben's was versäumt im Leben. So a bissele a Schnupftabak . . . da geht doch nix drüber."

Der Guardian holte sich mit zwei Fingerspitzen eine Prise aus der Horndose, während der Pater Desiderius breitspurig auf einem Stuhl Platz nahm, tief Atem schöpfte und dann mit seinen dicken Fingern sich eine tüchtige Ladung in die Nase stopfte.

Darauf kramte er ein mächtiges, blau und weiß gestreiftes Taschentuch aus dem andern Ärmel hervor, breitete es auf dem Schoß aus, zog ein paarmal die kurze, etwas kolbige Nase hoch, so daß sie sich blaurot verfärbte, wurde noch um ein paar Schattierungen röter im Gesicht und fing dann plötzlich mit einer solchen Heftigkeit zu niesen an, daß es dem Hofrat ganz ängstlich zumute wurde.

Der dicke Pater beugte sich in einem fort nach vorn und nieste und nieste, daß ihm die Tränen über die Backen liefen. Dann erst bediente er sich seines Taschentuches, fuhr sich damit nicht nur über Nase und Gesicht,

sondern rieb sich auch den Kopf ab und den entblößten Hals. Darauf sah er ganz erleichtert und so erfrischt, als wäre er eben von einem Bade gekommen, zu dem Fremden hinüber, der nun doch an der Seite des Guardians an der Tafel Platz genommen hatte.

„Das war a Wohltat!" ließ sich der Pater Desiderius begeistert vernehmen. „Wissen's ... so a Schnupftabak ..."

Der Fremde fiel ihm etwas ungeduldig ins Wort. „Ja. Für Schnupfer mag es interessant sein. Aber mich interessiert eigentlich ..."

„Weiß schon! Weiß schon!" machte der dicke Pater behaglich. „Die Bibliothek. Das ist ja auch ganz natürlich. Die gelehrten Herrn haben alleweil solche Steckenpferde."

„Steckenpferde?" Der Professor wiederholte das Wort scharf. „Steckenpferde?"

Der dicke Pater holte neuerdings sein buntes Taschentuch hervor. Der Professor befürchtete schon eine Wiederholung der Schnupftabakszene und setzte sich in steifer, abwehrender Haltung zurecht. Aber diesmal wischte sich der Pater Desiderius nur den Schweiß von der Stirn und fing in klägllichem Tone zu jammern an. „Unser liebe Zeit und liebe Frau, hat's heut' a Hitz'!"

Stöhnend erhob er sich und machte die offenstehenden Fenster zu. Dann ließ er sich ermattet auf seinen Sitz nieder und schaute mit bittendem Blick auf den Guardian, der noch immer wie auf glühenden Kohlen neben dem Fremden saß. „An Augenblick zum ausrasten wird's doch wohl epper tragen, Pater Guardian, nit wahr?"

„Aber natürlich. Natürlich!" beeilte sich der Guardian beizustimmen. „Darf ich Ihnen nicht doch einen bescheidenen Imbiß anbieten, Herr Hofrat? Es arbeitet sich dann leichter, wenn man ein bissel was im Magen hat."

Mit einer leicht herablassenden Handbewegung wehrte der Hofrat ab. Er stützte sein glattrasiertes Kinn auf den silbernen Knopf des Stockes und sah mit gütiger Nachsicht zu dem dicken und ganz verzagt dreinschauenden Pater Desiderius hinüber. „Allzu lange werden Sie ja zu Ihrer Erholung nicht brauchen . . ." meinte der Hofrat freundlich . . . „damit wir dann zu unsern alten Handschriften kommen."

„I bitt' Ihnen . . . lassen's mi grad' mit die Handschriften jetzt in Fried'!" Der dicke Pater hob seine kurzen Arme beschwörend über den brennend roten Schädel. „Alte Handschriften und gar alte Drucke auch noch!" rief er in komischem Entsetzen. „Wissen's,

die kann man nur entsprechend würdigen, wenn man die entsprechenden Kräfte dazu ein hat. Und bei der Hitz' hat man doch überhaupt keine Kraft mehr. Das werden's wohl einsehen?"

„Ja, ja! Freilich. Sie brauchen unbedingt noch mehr Kräfte!" witzelte der Professor.

„Und ob! Spaß beiseite! Unsereins ist nit zu neiden. Unsereins tragt a schwer's G'wicht durch's Leben!" stöhnte der dicke Pater.

„Da hab' ich's schon besser!" meinte der Professor nachsichtig lächelnd. „Ich . . ."

„Sie . . . Sie sein überhaupt a Darmdürrer!" polterte jetzt der Pater Desiderius gemütlich los. „A so a dünne Zaunlatten wie Sie sein . . . die braucht überhaupt Tag und Nacht a Stärkung, damit sie's Schnupfen vertragt. Und a Glasl Wein tät' Ihnen akurat a so gut wie mir. Wie meinen's denn, Pater Guardian? Soll i nit a Tröpfele holen?"

„Aber natürlich . . . natürlich!" versicherte der Pater Guardian freundlich. „Einen extra guten für den Herrn Hofrat."

„Nicht für mich. Nicht für mich!" widersprach der Hofrat. „Mir ist wirklich nur um die Bibliothek zu tun . . ."

„Ja, ja! Sie kommen schon noch zu Ihnere Scharteken!“ begütigte der dicke Pater. „Jetzt wird zuerst a Wein getrunken!“ entschied er kategorisch. Und dann trippelte er so schnell davon, daß die Fette unter der braunen Kutte nur so wackelte.

Dem Hofrat blieb für den Augenblick gar nichts anderes übrig, als klein beizugeben. Er hatte den Eindruck, daß man dem dicken Pater unbedingt seinen Willen lassen müsse, damit er sich endlich auch etwas für die Wissenschaft zu interessieren anfinge.

Der Pater Desiderius kam bald darauf in Begleitung eines andern Paters, den er als Pater Ökonom vorstellte. Der trug eine Flasche Rotwein und vier Gläser auf einem Holzteller. Er war gleichfalls untersetzt, hatte dunkles volles Haar und einen spärlichen Bart, der sich beinahe wie ein Ziegenbart ausnahm.

Jetzt schien sich der Pater Desiderius völlig in seinem Element zu fühlen. Er lachte behaglich über das ganze Gesicht, spielte den Wirt, goß Wein in die Gläser und stieß ein übers anderemal mit dem Fremden an.

„Schmeckt's?“ frug er dann eindringlich und kniff listig beide Äuglein zu, so daß sie nur wie zwei Schlitze aussahen. Dabei schnalzte er behaglich mit der Zunge.

„Ausgezeichnet!“ versicherte der Hofrat artig. Er verstand viel von guten Weinen und sprach ihnen auch nicht ungern zu. „Der hat Blume!“ lobte er dann nach einem ganz besonders andächtigen Zug.

„Gelten's?“ triumphierte der dicke Pater. „Aber wissen's, das ist noch gar nix!“ meinte er geringschätzig. „Da haben wir noch ganz andere Banzelen[1]) im Keller. Einen ... der ist ganz besonders gut. Den sollten's kosten! Da verging' Ihnen Hören und Sehen. Und vorkommen täten Sie sich wie a Engerl im Himmel. Und der Wein ... der heißt „die besondere Güte Gottes“. Weil unser Herrgott so gütig ist und so was Ausgezeichnetes wachsen laßt. Aber wissen's ... den geben wir nur ganz selten her!“ versicherte er im hoheitsvollen Tone. „Nur sehr selten. Bei hohen Festtagen oder wenn amal a ganz a b'sonders nobler Besuch kommt.“

„Wenn Ihre Bibliothek auch solche Schätze aufzuweisen hat wie Ihr Weinkeller ...“ lächelte der Hofrat und wehrte dem Pater Guardian, der ihm nachschenken wollte, dankend ab ... „dann ...“

„Wissen's, wie wir Pater das machen?“ frug der

---

[1]) Fäßlein.

Pater Ökonom, indem er auf die Ablehnung anspielte. „Wir machen's so!" Er nahm das Glas zur Hand, legte zwei Finger gespreizt darüber und goß dazwischen den Wein durch. „Sehen's! So dankt man und kriegt doch was. Wollen's probieren?" Und lachend goß er dem Hofrat nach, während der Pater Desiderius eiligst verschwand, um eine neue Sorte Wein aufzutragen.

„Den müssen's kosten, Herr Hofrat! Der hält erst Seel' und Leib zusammen!" rühmte der Kellermeister und schloß ganz verliebt die Augen, indes er sich selber ein Gläschen ums andere zu Gemüte führte.

„Ganz vorzüglich!" meinte der Herr Hofrat im Tone ehrlicher Anerkennung und nippte vorsichtig an seinem Glas. „Wissen Sie, ich muß mir den Kopf klar halten für meine wissenschaftlichen Forschungen!" entschuldigte er sich dann beim Pater Guardian.

„Freilich, freilich!" stimmte ihm der dicke Pater Desiderius bei. „Die Wissenschaft über alles. Die geht vor dem Wein." Dabei füllte er aber doch rasch und unbemerkt dem Hofrat das Glas auf.

„Wissen's, zu uns kommen öfter so gelehrte Mannder!" erzählte jetzt der Pater Ökonom.

„Archivstudien?" frug der Professor interessiert.

„Natürlich auch. Und einmal haben wir einen jungen

Pater g'habt . . . das iſt aber ſchon etliche Jahr' her . . . der war überhaupt aus der Bibliothek nimmer außer z'kriegen."

„Der hat g'ſponnen!" erklärte der Pater Deſiderius kategoriſch und trank entrüſtet ſein Glas aus.

„Aber Deſiderius . . ." mahnte der Guardian beſcheiden. Er ſah wohl, wie geſchickt ihm ſeine beiden Getreuen aus der Klemme halfen, und hatte nur die Angſt, daß der Pater Kellermeiſter bei dieſer Gelegenheit ſelbſt ein wenig über den Durſt trinken würde.

„Und einmal iſt einer kommen . . ." fuhr der Pater Ökonom zu erzählen fort . . . „der hat grad' in die alten Handſchriften ſtudiert und ſtudiert . . ."

„Iſt aber auch ſchon lang her!" warf der dicke Pater Deſiderius verächtlich ein und ſchenkte immer wieder heimlich dem geſpannt zuhorchenden Hofrat nach.

„Der hat Familienſtudien gemacht . . ." fuhr der Pater Ökonom fort.

„Ja . . . und? Hatte er Erfolg?" frug der Hofrat eifrig. „Waren alte Urkunden vorhanden?"

„Natürlich hat er Erfolg g'habt!" nickte der Pater Ökonom bekräftigend. „Und ob!"

„Es war ein Adeliger, und der hat g'meint, daß

sein Stammbaum bis zum Adam aufreicht!" erzählte der Pater Desiderius.

„Ja. Und dann ist er auf einen Vorfahren gestoßen . . ." meinte der Pater Ökonom.

„In den Urkunden?" frug der Hofrat sehr gespannt.

„Natürlich. Was denn?" Der Pater Ökonom lachte schadenfroh. „Und wissen's . . . den Vorfahren haben's g'hängt g'habt. Und von der Stund' an hat's den Herrn verdrossen, sich noch weiter wissenschaftlich zu betätigen."

„Weil bei der ganzen wissenschaftlichen Betätigung nix G'scheut's außerkommt!" schloß der Pater Desiderius energisch. „Das Beste ist der Wein. Da hat man wenigstens was davon. Und jetzt hol' ich die besondere Güte Gottes. Weil's gleich ist und weil wir gar a so lieb beisammensitzen."

„Aber . . . aber . . ." Dem Hofrat gelang es schon nicht mehr recht wirksam dagegen zu protestieren. Und als ihm nach einer Weile der Pater Desiderius aus einer großen vollen Flasche tiefdunkeln Wein ins Glas goß, da hatte der Herr Hofrat das unbestimmte Gefühl, daß sich der Saal und die Tafeln und Bilder und er selber in leicht schwingender Bewegung befänden und

daß seine ganze Umgebung leise mit ihm zu tanzen anfinge.

Und unermüdlich goß der dicke Kellermeister ins Glas. Nicht nur dem Gast, sondern auch sich selber und dem Pater Ökonom.

Der Pater Guardian begriff, daß er hier überflüssig sei und daß die beiden Patres und der Fremde sich ohne ihn besser unterhalten würden. So entfernte er sich leise und unbemerkt, und keiner von den dreien vermißte ihn.

Der Guardian machte sich wohl auch Vorwürfe, daß er jetzt eigentlich ein Auge zudrückte und daß der Pater Desiderius sicher etwas zu viel von dem Wein erwischen würde. Aber Gott in seiner Güte würde ihm die Sünde wohl verzeihen.

Während drinnen in dem großen kühlen Raum des Refektoriums die beiden Patres und der Professor eifrig der besonderen Güte Gottes zusprachen, gab draußen der Pater Guardian seine Anordnungen. Ein Schlosser mußte aus der Stadt geholt worden, um die Bibliothek aufzusperren. Diese sollte sauber gereinigt und gelüftet werden, daß alles nur spiegelte. Wie die Wichtelmänner so fleißig schafften die Laienbrüder, putzten und scheuerten bis in den späten Abend.

Im Refektorium aber saßen die drei Zecher fröhlich und vergnügt und genossen noch immer von dem erlesenen Tropfen. Ja, das war eine besondere Güte Gottes. Dieses Feuer, diese Blume, diese edle Kraft.

Der Hofrat konnte diese Perle der Weinreben nicht genug rühmen. Und rühmte und trank zwischen den beiden Patres sitzend so lange, bis er schon ganz schläfrig und blaß aussah.

Endlich legte er müde den feinen Gelehrtenkopf auf die breite Schulter des Pater Desiderius. Der fühlte sich jetzt ganz als Sieger.

„Den hat's!" lachte er befriedigt zu dem Pater Ökonom hinüber. Und dann stimmte er sein Leiblied an, was er nur bei ganz seltenen Gelegenheiten zu tun pflegte, wenn er mit sich selber besonders zufrieden war. Mit tiefer, brummiger Stimme, die aus einem leeren Faß zu kommen schien, sang er: „Die Frösch quack . . . quack . . . die Frösch quack . . . quack . . . Die sein a lustigs Chor . . . Man braucht sie nit zu kampeln . . . Sie haben keine Hoor . . ."

Und mit hohem Tenor fiel der Pater Ökonom in den herrlichen Gesang ein. Das klang so schauerlich schön, daß es den Professor für einen Augenblick aus seiner Trunkenheit zu wecken schien. Er richtete sich

krampfhaft auf, ließ aber gleich darauf den Kopf schwer auf die Tischplatte fallen.

„Jetzt müssen wir ihn fortbringen . . .“ meinte der Pater Ökonom flüsternd.

„Freilich!“ nickte der Kellermeister. „Jetzt hat er g'nug von der Güte Gottes. Sonst wird sie zu viel.“

„Und dann kommen schon die Brüder zum Abendessen . . .“ sagte der Pater Ökonom.

Der Pater Desiderius richtete sich gerade auf und schüttelte lachend seinen dicken feuerroten Schädel. „Die Stadtlinger halten döcht gar nix aus. Uns zwei hat die Güte Gottes keinen Schaden angetan.“

Nicht ohne Schwierigkeiten brachten die beiden Patres den Professor in eine der Klosterzellen, die für fremde Gäste stets bereit standen. Dort legten sie ihn auf ein Bett, und der Herr Hofrat schlief einen herrlichen Schlaf, ruhig und traumlos, wie ein Kind, die ganze Nacht hindurch, bis in den späten Morgen hinein . . .

Der Pater Desiderius wartete schon die längste Zeit vor der Zellentüre, ob sich der Fremde denn noch nicht bald erheben würde.

Als der Herr Hofrat endlich zum Vorschein gekommen war, führte ihn der Pater Kellermeister abermals und unter vielen Scherzen und Witzen über die ge-

lungene Wirkung der besonderen Güte Gottes in das Refektorium zum Frühstück, wo schon der Pater Guardian und der Pater Ökonom seiner harrten.

Der Professor hat es den Patres auch weiter gar nicht übel genommen, daß sie ihm ein Räuschchen angezecht hatten. Ganz im Gegenteil lachte er mit ihnen über die geringe Widerstandsfähigkeit der Stadtleute, die schon einige Gläser Wein umwarfen. Die beiden Patres versicherten feierlichst, daß sie selber nicht das Geringste gespürt hätten.

In der Bibliothek fand der Herr Hofrat alles in peinlichster Sauberkeit und Ordnung vor und war hochentzückt und befriedigt.

Der Pater Desiderius hatte sich noch im Refektorium beim Frühstück unter irgend einem Vorwand aus dem Staube gemacht und war nirgends mehr aufzutreiben. Die Fragen des Professors über alte Handschriften und Drucke, von denen er absolut nichts verstand, wurden ihm zu peinlich. So zog er es vor, lautlos zu verschwinden. Daher nahm sich der Guardian des Professors an, führte ihn in die Bibliothek ein und überließ ihn dann ungestört seinen wissenschaftlichen Studien.

Die fielen auch zur vollsten Zufriedenheit des Herrn Hofrat aus, und beim Abschied bedankte er sich noch

ganz speziell für die freundliche Aufnahme in dem gastlichen Kloster. Er versprach, recht bald wiederzukommen und beim fürstbischöflichen Ordinariat es ganz besonders zu betonen, welchen Fleiß und welche Aufmerksamkeit man in diesem Kloster der Bibliothek widme. Über die hervorragende Ordnung, die unter den Beständen der Bibliothek herrschte, über den echt wissenschaftlichen Geist, der dieser musterhaften Ordnung zugrunde liege, drückte er sich in Worten der höchsten Begeisterung aus.

Seither ist im Klösterlein der Schlüssel der Bibliothek stets aufzufinden. Und fleißige Hände reinigen den schönen Raum. Benützt wird er freilich gerade so wenig wie zuvor. Aber mit der beschaulichen Ruhe ist's doch vorbei; denn beinahe jeden Tag kommt der Pater Guardian in höchsteigener Person, um Nachschau zu halten, ob wohl alles stimme. Der Schreck über das völlig unvermutete Ereignis war dem Pater Guardian doch zu nachhaltig in die Beine gefahren.

Der Pater Desiderius hat sich aber noch nie in die Bibliothek verirrt. Der wartet noch immer auf den angekündigten Besuch des Professors und droht, daß er ihm das zweitemal einen noch viel ärgern Kanonenrausch anzechen werde wie das erstemal.

Daß das Klösterlein die musterhaft und mit echt

wiſſenſchaftlichem Geiſt geordnete Bibliothek dem jungen „ſpinneten" Pater zu verdanken hatte, der früher immer in der Bibliothek ſteckte, davon hatten weder der Guardian noch der Ökonom, am allerwenigſten aber der Pater Deſiderius eine leiſe Ahnung. Und daß von dieſem jungen Pater eigentlich auch die Kunde von dem Wert der Bibliothek ausging, wußten ſie natürlich ebenſo wenig. Der Pater Deſiderius hätte dem „ſpinneten" Pater ſonſt ſicher einige kräftige Erinnerungsworte gewidmet.

Kathrein.

Von

Max Glaß.

Kelſen erwartete Blaſius und wollte ihm entgegengehen, um ihm ſeine Bürde abzunehmen. Bald ſah er von weitem eine Geſtalt; laut rief er den Namen des Knaben. Er erhielt keine Antwort; ein unheimliches Gefühl beſchlich ihn, als ſtiege ein Bote der Trauer empor. Er dachte an den Schulmeiſter, aber Vernunft und Gefühl wollten ſich nicht vertragen. Im ſchnellen Lauf erreichte er die Geſtalt und ſchaute verwundert in ein Mädchenantlitz. Schwach zog eine Erinnerung an ihm vorbei, aber die Sorge um Blaſius ließ ſie nicht klar werden.

„Wo iſt Blaſius?“ ſtieß er hervor.

Das Mädchen ſah ihn ruhig an und ſagte langſam: „Schwarzmuhme iſt ſchwer krank, er iſt bei ihr.“

Kelſen atmete auf; jetzt erſt merkte er den ſchweren Korb, den das Mädchen mit Mühe aufwärts trug. Er nahm ihn ihr ab; nur widerſtrebend ließ ſie es zu.

„Er hat mich zu Euch geſchickt, daß Ihr nicht Mangel leidet.“ Sie ſah ihn mit ſchönen Augen an.

Der Blick löste ein anderes Bild in ihm; ihre Worte weckten eine Stimme, die er einmal schon gehört.

„Ihr seid . . . .“ fragte er; kein Name wollte sich einstellen.

„Ich habe Euch einmal das Haus des Frieder gezeigt.“

„Kathrein,“ rief er aus und war froh; „ich habe Euch in der Vermummung nicht gleich erkannt.“

„Damals war Herbst, und jetzt ist Winter; Ihr habt mich vergessen.“ Das Mädchen sah ihn ernst an. Er schüttelte den Kopf.

„Ihr irrt, ich traf damals nur zwei Menschen im Tal, Euch und den Schulmeister.“

Ein liebes Lächeln erhellte das Gesicht des Mädchens. „Das ist ein guter Mensch.“ Es war das reine Urteil eines Kindes.

Eine warme Luft strahlte von dem Mädchen aus, die Kelsen wie kosender Wind umfing. Das Kopftuch war ihr von den Haaren geglitten; die Sonne spielte darin und warf kecke Lichter in die schwarzen Flechten. Aus hellen Augen schaute eine wahre Seele, und doch war irgend etwas Fremdes darin, das jäh aufleuchtend wieder verlöschte, wie ein fernes Licht. War es das Geheimnis, das dem Mädchen folgte, das gleich einem schwarzen Schatten in dem Dorfe lag? Nachdenklich

ſchaute Kelſen auf das Mädchen; im klaren Sonnenlichte ſchaukelten zarte Fäden, die zu einem armen Hirtenknaben führten.

Kathrein wollte umkehren. Sie hatte eine Pflicht erfüllt; etwas Unſicheres war in ihr, das ſie nicht verſtand. Kelſen fing mit einem raſchen Blick ihre Bewegung auf; der Ton ſeiner Stimme war unfrei. —

„Du biſt müde, Kathrein; die Hütte iſt nicht weit von hier. Komm und erzähle mir von dir und vom Dorfe.“

Er ging voraus, ſchweigend folgte ſie ihm. Bald waren ſie auf der Höhe. Als er ſich umwandte, ſah er Kathrein mit verzückten Augen auf die Berge ſtarren.

„Der Schnee brennt,“ ſagte ſie und ſtreckte die Hand aus; „im Dorfe iſt er kalt und grau.“

Er nickte ihr lächelnd zu. „Die Augen ſind auf den Höhen ſchärfer.“

Mit kaltem Lachen begrüßte ſie der Wind und ſah neugierig dem fremden Mädchen ins Geſicht, daß es über und über rot wurde. Als ſie die Tür der Hütte ſchloſſen, legte er ſich davor und horchte neugierig nach ihren Stimmen, rüttelte manchmal an den Holzläden, als wollte er hinein und kein ſchweigender Zuhörer mehr ſein. Verwundert ſah ſich Kathrein um; fragend liefen

ihre Augen von den Bildern zu den Büchern. Eine Anmut lag in ihren Bewegungen, die Kelsen überraschte; sie trug die schwerfällige Gebirgstracht mit dem Lächeln der Verkleidung.

Ein verzaubertes Menschenkind aus fremdem Stamm, dachte Kelsen; die Ähnlichkeit mit Blasius wurde immer stärker; auch in ihre Worte drängte sich der gleiche, horchende Ton.

„Bist du müde?" Plötzlich wunderte er sich, daß in seine Einsamkeit ein Mädchen gekommen war.

„Ich war im Winter nie im Lawinenwinkel; es ist ein weiter Weg; aber schön ist es oben." Ihre Blicke gingen zum Fenster und liefen über den Schnee den Bergen zu.

„Was fehlt Schwarzmuhme?" Kelsen fand die Frage töricht. Er glaubte nicht in diesem stillen Tal an die feigen Boten des Todes, wie sie lauernd in der Stadt vor jedem Hause liegen.

„Schwarzmuhme ist alt und muß sterben, so sagen sie im Dorf; aber Blasius will den Tod nicht einlassen, er sitzt an ihrem Bette und wacht. "

„Liebst du Schwarzmuhme?" Sie nickte nur mit dem Kopfe und fügte leise hinzu: „Aber ich kann Blasius nicht traurig sehen." In ihren jungen Augen lag ein mütterlicher Zug.

„Wie lange kennst du Blasius?“ Sie sah verwundert zu ihm auf. „Solange ich das Dorf kenne; als Kinder haben wir miteinander gespielt. Er kam bald auf die Alm; aber im Winter, da saßen wir in der dunkeln Kammer und erzählten uns Geschichten.“

Eng aneinander geschmiegt sah Kelsen die beiden Kinder vor sich, wie sie mit ängstlichen Augen von einem Wunderlande sprachen, darin lag verborgen ihre Kindheit; sie träumten davon, sie glaubten daran, und die Sehnsucht führte sie sachte hindurch, ging mit ihnen hinaus ins Leben, und sie merkten nichts davon.

„Warum kam kein Knecht herauf und mußtest du den weiten Weg machen?“ fragte er. Sie gab keine Antwort und wich seinem Blicke aus. Eindringlicher wiederholte er die Frage.

„Sie sind zu langsam im Dorf, und ich habe Blasius lieb.“ Noch immer hielt das Mädchen etwas verborgen. Kelsen empfand es roh und häßlich, daß sie ein Mädchen in den drohenden Winter gejagt hatten.

„Sie fürchten sich wohl da unten vor dem Lawinenwinkel?“ Seine Stimme klang höhnisch.

„Es wird wohl so sein,“ sagte Kathrein; „aber vielleicht . . . .“ Sie brach ab, eine verlegene Röte verriet sie.

„Warum vollendest du nicht?“ Er schämte sich seines herrischen Tons.

„Ich will Euch nicht weh tun.“ Demütig neigte sie ihr Antlitz. Kelsen war traurig zumute. Immer kommt aus dem Tale Schmerz und Leid; er dachte an die Vergangenheit.

„Und fürchtest du dich auch vor mir?“ Sie sah ihn lange an. Diese Augen kannten nicht die Angst. In ihren Worten lag ein Bekenntnis: „Blasius hat mir viel von Euch erzählt.“

In der Hütte war es still, nur der Wind hämmerte am Fenster. Kelsen starrte das Mädchen an; seine Gedanken verirrten sich, sahen viele Frauen, in deren Augen stand Heuchelei und Begehrlichkeit. Er hörte Worte, die klangen hohl und waren ohne Herz. Lüsterne Arme streckten sich ihm entgegen; in ihnen war die Wärme des Betruges. Das Weib im Sündenkleid der Eva lockte und rief und stieß ihn wieder ab.

Schweraufatmend trat er an das Fenster.

Mit müdem Lächeln sank die Sonne in den Schnee; der Wind sprang wütend darüber. In der Stille der Stube war eine seltsame Kraft lebendig; schüchtern wurde sie geboren, wuchs und erfüllte mit ihrem lauten Willen das einsame Haus. Aus jungfräulichem Leibe

strahlte sie, aus keuschen Augen sprach sie, in herben Lippen lag sie verborgen. Ein Flämmchen war sie aufzuckend im eigenen Herzen, zum glühenden Feuer wurde sie, ein zitterndes Menschenkind verzehrend. Brüsk wandte sich Kelsen um:

„Es ist Zeit, Kathrein, wenn du noch vor der Dämmerung ins Tal kommen willst."

Sie schreckte auf und erhob sich; ihre Bewegungen waren unfrei und befangen. Sie nahm ihre Jacke und hüllte sich in ihr unförmiges Tuch. Ihre schlanke Gestalt verschwand darin; Kelsen stand dabei und sah sie finster an. Etwas Tierisches war in ihm, seine Hände zuckten. Er hätte ihr die Kleider vom Leibe reißen mögen, ihre Nacktheit sehen, trinken, sie in wilden Umarmungen ersticken wollen. Sie sah nicht auf zu ihm; sie fühlte seinen Blick; durch ihre Gestalt ging ein Zittern, eine heiße Blutwelle stieg ihr ins Gesicht, ein fremdes Gefühl wurde in ihrem Herzen laut.

Nach einer gewaltsamen Bewegung riß Kelsen die Tür auf und fühlte nicht den eisigen Wind, der ihm höhnisch fragend ins Gesicht schlug. Der helle Tag war gebrochen; irgendwo in den Bergen stritten die Wolken; ihr böser Widerhall flog über den Schnee.

Stumm ging Kelsen voran und atmete befreiend die

kalte Winterluft. Er merkte nicht, wie Nebelgeſpenſter niederſtiegen, ſich lauernd in den Hinterhalt legten, ihm gleich Straßenräubern den Weg verſperrten. Schwer atmend folgte Kathrein und hielt die Arme vorgeſtreckt, als wollte ſie den Wind von ſich ſtoßen, der ſie mit begehrlichen Armen umklammerte. Sonne und Berge waren verſchwunden, der Nebel lag brütend auf den Hängen, das Auge ertrank in ihm, wie in der Tiefe eines grauen Meeres. Kelſen hielt inne. Jetzt erſt ſah er das Unwetter. Klar erkannte er, daß er ins Verderben rannte. Das Herz hatte ihn getrieben, die Augen waren blind geweſen. Erſchreckt wandte er ſich um; kalt kroch der Nebel heran, wie ein häßliches Tier.

„Kathrein, Kathrein!“ Laut rief er ihren Namen; leiſe kam die Antwort zurück. Gleich einem höhniſchen Berggeiſt täuſcht der Nebel, verwiſcht willkürlich Zeit und Ort, reißt jedes Menſchenmaß in Stücke, baut und zerſtört in ſelbſtgefälliger tyranniſcher Willkür. Seinen eigenen Fußſpuren folgte Kelſen; bald ſah er wie einen ſchwarzen Schatten die Geſtalt des Mädchens vor ſich. Sie war erſchöpft und wollte lächeln; rührend war ihr Wille, der im Kampf ſich ſtärkte und dennoch unterlag.

„Verzeih mir, Kathrein.“ Es klang, als ſpräche er zu einer edlen Frau, nicht zu einer Magd aus einem

armſeligen Dorfe. „Irgendetwas hat mich blind davon getrieben.“ Er ſtützte ſie mit ſeinem Arm, ſie zitterte.

„Nur einen Augenblick laßt mich ruhen, dann kann ich Euch ſchon folgen.“ Ihre Augen ſchloſſen ſich müde.

„Wir müſſen umkehren; es ſteigt ein böſes Gewitter nieder!“

In dem Mädchen erwachte eine wilde Kraft. Sie richtete ſich auf, ihre Stimme bebte. „Ich muß ins Tal, nicht zurück in den Lawinenwinkel!“

Drohend ſtrich der Wind durch die Luft, als brächte er von weit her eine Botſchaft und trüge ſie dem Nebel zu.

„Wir müſſen umkehren, der Schneeſturm fällt uns an.“

Er nahm Kathrein beim Arm und wollte ſie führen; ſie wehrte ſich aus einem dunkeln Gefühl, das ſie lieber in den ſicheren Tod trieb, als in ein unſicheres Glück.

Im Wirbelkreis begannen die Schneeflocken zu tanzen. Da und dorthin jagte ſie der Wind, immer neue Maſſen wirbelte er empor.

„Kathrein, Kathrein, es gilt dein Leben.“

Der Sturm trug ihm die Worte von den Lippen und ſchleuderte ſie in nebelverdeckte Schluchten.

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nicht in die Hütte, nicht

in die Hütte!" Es war nur Denken, das vom Herzen aus den Körper schüttelte. —

Langsam lösten sich aus wolkenschweren Höhen leichte Schneeflocken. Behutsam fielen sie erst nieder. Da fuhr ein wilder Geist in sie, sie sprangen in die Höhe, schlugen zu Boden, stürzten den Berg hinan und warfen sich in gähnende Tiefen. Ein tolles Fiedeln begann der Sturm und sang ein Hexenlied, daß tief in den Schluchten ein hohles Lachen scholl und hoch in den Lüften ein höhnisch Kichern klang. Schlafende Wintergeister wurden lebendig; es war ein Hochzeitsreigen, der Tod strich die Geigen.

Mit starken Armen hielt Kelsen das zitternde Mädchen und kämpfte sich durch mit starren Augen und eisernem Willen. In wild entfesselter Wut forderten weiße Gespenster ein Menschenopfer und stritten um ihre Beute; Nebel, Wind und Sturm waren Brüder und Mörder. Aber eine wunderbare Kraft bahnte den Weg durch den gierigen weißen Tod. Immer wilder wurde der Sturm; ein Heulen der Wut war es, daß schwache Menschenkinder ihm entrannen, daß warmes Menschenblut nicht in eisiger Kälte erstarrte.

Aber wo der Tod mit gewaltigen Mitteln einsetzt, wehrt sich auch das Leben mit letzter Kraft und siegt,

wenn der Wille im Herzen nicht früher stirbt. Mit fluchender Gebärde fegte ihnen der verwilderte Berggott die spitzen Eisnadeln ins Gesicht; dann sprang er mit einem Satz in den Wald, riß einen verirrten Holzknecht zu Boden und warf staubende Schneeflocken auf sein Grab: Menschlein, ich bringe dir selbst die letzten Blumen.

Als die Sonne merkte, daß der Tod vollauf beschäftigt war, schaute sie durch ein großes Loch im Wolkenvorhang und wies zwei Verirrten den Weg. Übermächtig sah die Hütte aus, als hätten sie Riesen gebaut, nicht schwache Menschenhände. Mit einem Fluch, der durch die Lüfte donnernd bis ins Tal niederklang, hielt der Tod die Hand davor, und schwarz und drohend war er wieder Herr in wilder Bergeswelt.

Die Menschen waren gerettet. Keuchend standen sie vor der Hütte; noch lag in ihren Augen der betäubende Schneeglanz; sie hatten dem weißen Tod ins Antlitz geschaut. Rings um das Haus schlich in ohnmächtiger Wut der Wüterich und stach mit spitzen Nadeln wie mit Tausenden von Dolchen in die zitternde Luft; böse Nebel warf er wütend gegen die Sonne, weil sie verraten hatte.

In der Hütte war das Leben. Langsam erwachte es

aus eiskalter Umhüllung. Stumm ſtanden die beiden Menſchen einander gegenüber; das Grauen lag noch keuchend zwiſchen ihnen. Und wie das Grauen wich, da kam das Glück; das Leben war neugeboren und ſah mit frommen Kinderaugen in die Welt. Ein ſtarkes Gefühl war in Kelſen; er wußte jetzt, daß das Leben nur dann groß und mächtig iſt, wenn es aus eigener Kraft ſich immer friſch erneut und der Tod ohnmächtig unterliegt.

„Ihr ſeid ſtark und mutig," ſagte das Mädchen; ihr Herz erwachte und wagte kaum zu ſchlagen.

Bald fiel die Scheu von ihnen; ein gemeinſames Gefühl verband ſie, machte die Worte leicht und heiter, gab ihnen tiefen Sinn.

„Du biſt bei mir jetzt gefangen, Kathrein," ſagte Kelſen. „Fürchteſt du nicht all die böſen Geiſter im Lawinenwinkel? Sie werden gleich lebendig werden, aus allen Ecken und Enden hervorkriechen und ſich an unſeren Tiſch ſetzen."

Kathrein lächelte; ſie hatte einen Glauben gefunden, nach dem ſie ſich geſehnt hatte. Im Dorfe ſprachen ſie von dem Gottloſen, der in den Bergen einſam hauſt; der Teufel iſt ſein Begleiter. Jetzt wußte ſie, daß Gott in ihm war; ihr einfältiges Kindergemüt ſah nur die Rettung von dort oben. Wie es dunkler wurde in der

Hütte und der Sturm sich zur kurzen Rast ermattet niederlegte, begann Kathrein zu erzählen.

Nach frühen Tagen blickte sie zurück, wie sie aus irgend einer Ferne in das Dorf gekommen war, mit einer abgehärmten Frau, die bald am Friedhof lag. Ein winzig Holzkreuz stand auf einem wilden Blumenbeet; da führte man sie später hin und sagte: Hier liegt deine Mutter.

Immer wieder war sie auf den Bergfriedhof gewandert; was an Leid und Trauer an ihr war, das schüttete sie als Tränen ins feuchte Gras.

Eines Tages bekam sie einen Gespielen. Ein kleiner Junge, den man auf der Höhe aufgelesen hatte. „Ihr gehört zusammen," sagte man ihnen, und sie blieben beieinander; es war ein Band, das nicht reißen konnte, denn es war gesponnen in geheimer Zaubernacht. Weit über die grauen Dächer und den spitzen Kirchturm flogen die Wünsche eines Mädchenherzens in ein fremdes Land, verirrten sich, suchten das Glück, das ihre Mutter in längst vergangenen Tagen nur als Elend einst gefunden hatte. Ein armseliges Leben war es, wie das ängstliche Flattern eines gefangenen Vogels; aber was es groß und schön machte, waren die geheimen Wege, die zu einem mutigen Herzen führten.

Kelsen horchte. An seine Jugend mußte er denken.... versteckt auf einem stillen Fleck Erde keimen heilige Saaten; nur der Zufall trägt sie zu den Menschen.

Verklungen waren die Worte und erfüllten mit verträumtem Leben die Hütte im Winterwinde. Kathrein trat ans Fenster. „Jetzt zünden sie die Lichter im Dorfe an; Schwarzmuhme ist gestorben, und sie läuten die Glocken."

„Du darfst nicht daran denken; wenn der Tod zum Alter kommt, ist er niemals sein Feind." Aber auch Kelsen war es, als hörte er durch das Pfeifen des Windes das Weinen eines Knaben.

„Sie werden im Tal mich suchen; sie wissen nicht, daß ich geborgen bin."

„Du bist wohl behütet." Er faßte ihre Hand.

„Morgen früh will ich dich zu Tale führen, aber heute Nacht bleibst du bei mir."

„Es soll so sein." Kathrein neigte demütig den Kopf.

Beide horchten, wie der Wind erwachte und mit wildem Begehren die Nacht umfing. Sie schmiegte sich an ihn, nahm ihn in sich auf, Bergeshöhen und Talestiefen waren ein gewaltiges Hochzeitsbett, und ein sternenloser Wolkenhimmel wölbte sich zum Baldachin. Die zeugende Naturkraft schlug tief in der Menschen

Herzen Wurzel. Aus kalter Nacht wurde ein heißes Verlangen geboren, das größer war, als alle Angst und Sorgen, das reiner war, als alle Wünsche und Gedanken; es war die Ursprache der Natur, die donnernd an die Herzen pochte, daß sie sich weit auftaten und schrankenlos ergaben. Kein Stammeln war es und kein Flehen, es war ein Müssen, ein überirdischer Befehl.

Mit starken Armen umfaßte Kelsen das Mädchen, preßte es an sich; sie tranken aus ihren Lippen des Lebens stärkste Glut, sie waren eins, und in ihnen war die unsterbliche Welt.

In sturmumfangener Nacht donnerten geheime Hochzeitsglocken; ihr gewaltiger Klang tönte in einer kleinen Hütte wider, daß sie groß und mächtig ward, auf unzerstörbarem Grunde stand und zum Hause der Menschheit wurde.

So war in Sturmesnacht das Leben eingekehrt.

Der Stieglitz.

Von

Adam Müller-Guttenbrunn.

Der erste warme Maitag war gekommen. Die Fenster der Werkstatt standen offen und draußen sangen die Amseln auf des Nachbars Dach. Der Jakob hieb sich ein paar Radspeichen zurecht für den neuen Wagen des Philipp und summte unbewußt eine Weise, die ihm seit Tagen im Ohr lag, der Meister arbeitete an der Hobelbank und die Sonne warf ihren goldigen Glanz in den Hof. Auch der Franzl schnitzte an einem Stück Holz, von dem man noch nicht sagen konnte, was es werden sollte. Über den Köpfen der Arbeitenden aber schmetterte ein Stieglitz, daß man meinte, er müsse zerspringen. Die Drei waren schon so gewöhnt an ihn, daß sie den Jubel kaum hörten.

Der Franzl machte eine Pause und guckte seufzend zum Fenster hinaus. Viel lieber wäre er im Feld gewesen und hätte geschafft, als hier an der Schnitzbank zu hocken. Gott, war dieses Handwerk schwer! Das hätte er sich auch leichter vorgestellt, Wagner zu werden beim Vater Jakob. Nun saß er schon ein halbes Jahr

da und noch immer konnte er keinen Wagen machen. Kaum eine Spreize für einen Schragen. Immer schnitt er zu tief, verdarb das Holz und machte mehr Späne für den Backofen der Bas' Eva als sonst etwas. Und wenn er den Blick des Meisters strafend auf sich gerichtet sah, da zuckte es um seine Mundwinkel und er traute sich nicht den Kopf zu heben, weil die Augen immer gleich voll Wasser standen.

Als Meister Jakob ihn so sehnsüchtig nach der Sonne auslugen sah, sagte er: „Na, Franzl, an was denkscht du denn wieder?"

„An nix," antwortete dieser. „Nur weil's heunt so schei is, hab ich halt geguckt." Und er schnitzte drauflos, bis es einen Knaks machte und wieder aus einer geplanten Schragenspreize für den Wagen des Philipp zwei Stücke Kleinholz für den Backofen der Frau Eva geworden waren. Man weiß eben nie, wie ein begonnenes Werk endet. Und da kam sie selber, die Frau Meisterin, und brachte jedem ein kleines Gabelfrühstück. Dem Franzl, den sie nicht als Lehrbuben behandelt sehen wollte, steckte sie ein besonders großes Stück Brot mit Schmierkäse zu; er war ja noch im Wachsen und hatte immer Appetit. Der Jüngste ihrer Schwester Anna, — auch so einer, für den kein Bauerngut mehr übrig ge-

blieben, — ſollte in ihrem Hauſe ein redlicher Handwerker werden. Und wer ihm ein böſes Wort gab, der hatte es mit ihr zu tun.

„Sag' mer, Franzl, warum du heunt dein Stieglitz nit naushängſcht in die Sunn?" ſprach die Baſ' Eva.

„Jeſſas, ja!" rief der Franzl, ſprang von ſeinem Sitz auf und holte ſich einen Stuhl, um das Vogelhaus von der Wand herunterzulangen. Der Stieglitz flatterte herum und pickte ihn mit dem Schnabel auf die Finger, dann aber ſetzte er ſich wieder auf ſein Sprießelchen und ſang weiter, auch während er hinausgetragen wurde. Und während der Franzl gierig an ſeinem Brot mit Schmierkäſe pampfte, hing er ſeinen Vogel draußen an die Wand. Aber ſo, daß er ihn von ſeinem Sitz aus ſehen konnte. Ganz von ihm trennen mochte er ſich nicht. Der Vogel ſtand ſeinem Herzen nahe. Daß er's den ganzen Winter in der Werkſtatt ausgehalten, das dankte er nur dem Hansl. Wie oft hätte er im Anfang davonlaufen mögen, aber der Hansl, der war ihm ein Vorbild und eine Lehr'.

Vor Kathrein, als es im Hauſe der Baſ' Eva gerade Hochzeit gab, brachte ihn ſeine Mutter zum Meiſter Jakob, und da er ſehr ſcheu war, wurde er die erſten Tage wie ein Gaſt behandelt. Dann aber ging es lang-

ſam an, der Franzl wurde eingeſpannt und der Frau Eva war es recht. Einen Zimperling wollte der Bub ſich auch nicht heißen laſſen und er ſpürte allmählich die Hand des Meiſters. Die Baſe mußte das billigen, aber ſie ſteckte dem Franzl doch jeden guten Biſſen, der bei Tiſch übrigblieb, zu, wenn die Kathl ihn nicht früher ſchnappte. Und auch ſonſt bezeigte ſie ihm ihre mütterliche Fürſorge. Sie ſchaute immer darauf, daß er nett ausſah, wenn er einen Weg zu Kundſchaften zu machen hatte und daß er ſich ſchon ein bißchen herriſch trug, wenn er am Sonntag zur Kirche ging. Er hatte zu Weihnachten einen neuen Hut bekommen, der ſchon eine viel kleinere Krämpe hatte als die der Bauernbuben. Jeden zweiten Sonntag aber blieb er während des Hochamtes daheim, hütete das Haus und ſchaute, daß das Feuer nicht ausging auf dem Herd.

Dieſe Sonntagsſtunden, in denen der Franzl ganz allein war, erſchienen ihm als die glücklichſten ſeines Lehrbubendaſeins. Eines Sonntags war er früh daheim geweſen bei ſeinem Vater, hatte ein paar lange weiße Haare aus dem Schweife eines Schimmels von dort mitgebracht und machte Schlingen. Auf dem Dachboden ſtand ein leeres Vogelhaus, in dem ein Zeiſerl gewohnt hatte, das dem Meiſter im Herbſt geſtorben

war. Er wollte ihm wieder eines fangen. Denn hinten im Garten, der an große Bauerngärten ſtieß, gab es Singvögel die Menge. Und der erſte große Schnee war gefallen, die Vögel waren jetzt ſehr zutraulich. Raſch nagelte er ein paar weiße Schlingen auf ein kleines Brett, ſtreute Hanfſamen darauf und ſtellte es im Garten in den Schnee. Dann ſah er nach dem Herdfeuer und rückte den Fleiſchtopf, der überging, ein wenig zur Seite. Auch in die Bratröhre guckte er, aus der der wohlige Duft eines Bratels ihm entgegenwehte. Daß nur nichts anbrennt!

Als er wieder durch den Hof dem Garten zueilte um hinter dem Zaun nach ſeinem Vogelbrett auszulugen, da hörte er ein Geflatter und Gequietſche, das ihm das Herz höher ſchlagen machte. Richtig hatten ſich zwei, nein, drei Vögel gefangen. So raſch! Ach, mußten die Hunger gehabt haben. Franzl ſtürzte auf ſeine Falle los, daß nur ja keiner ſich erwürge. Eine Kohlmeiſe und zwei Stieglitze hingen in den Schlingen. Der Schnee hatte ſie offenbar geblendet, ſie ſahen die Schimmelhaare nicht und tappten blind in das Verderben. Aber was ſollte Franzl mit dem Reichtum anfangen? Er beſchloß, da das Vogelfangen ſo leicht war, nur einen zu behalten. Aber welchen? Da bemerkte er, daß der eine

Stieglitz am Fuße blutete, daß er sich aufgerissen hatte. Rasch entschlossen befreite er diesen und steckte ihn in seinen Busen. Dort war er am sichersten. Die anderen zwei, die sich am Halse gefangen hatten und ein bißchen betäubt schienen, ließ er frei. Der Stieglitz taumelte zum nächsten Busch und rastete dort, ehe er aufflog. Die Kohlmeise lief rasch wie eine Maus über den Schnee und glitt am nächsten Baumstamm aalglatt empor. Dann schaute sie keck und doch etwas verdutzt nach Franzl zurück. Das hatte sie wohl nicht erwartet, daß der dumme Bub sie wieder freilassen würde.

Als die Base eilig aus dem Hochamt kam, um nach dem Mittagessen zu sehen, standen alle Türen offen und der Franzl war nirgends zu sehen. Schon wollte sie zanken. Da kam der Bub die Bodenstiege herunter und hielt ihr triumphierend das Vogelhaus mit seinem Stieglitz entgegen. Sie schmunzelte. „Wann's nur a Mandl is. Der Vatter hat gern einen Vogel in der Werkstatt, aber singen muß er halt."

Auch der Meister und der Jakob begrüßten den bunten Gefangenen freundlich. Aber bei allen derselbe Zweifel. Ob's halt doch ein Mandl ist?

Drei Wochen vergingen und der Stieglitz machte gar keine Anstalten, zu singen. Sein Fuß war längst verheilt,

der Franzl pflegte ihn ſorgſam, aber er blieb ſcheu und ſtumm. So oft der Franzl das Vogelhaus reinigte, ließ das ängſtliche Tier ein paar Federn, ſo zerflatterte es ſich an dem Drahtgitter. Manchmal rebellierte der Vogel gegen dieſes, nahm einen Draht zwiſchen den Schnabel und ſchüttelte ihn, daß er laut ſurrte und ſummte. Bei Tag ruhelos, ſetzte er ſich, ſobald es zu dämmern begann, auf das höchſte der drei Spießelchen und orgelte leiſe. Wie im Traum. Als ob er mit ſich ſelbſt Zwieſprache halten würde, als ob er Erinnerungen nachhinge und ferne verklungene Weiſen in ſich wachrufen wollte. Geſang war das nicht. Das könne ein Weiberl auch, ſagte man dem Franzl, der ſchon ganz verzagt war und den Gefangenen am liebſten ausgelaſſen hätte. „Dummer Bub," erwiderte auf ſolches Vorhaben der Meiſter. „Du biſcht ſchon bald drei Monat bei uns, und hoſcht no nit g'ſunge." Eines Morgens aber, als der Meiſter Jakob und der Franzl gar geräuſchvoll arbeiteten, hämmerten und hobelten, erhob der Hansl, auf den niemand achtete, ſeine Stimme immer lauter und auf einmal ſang er ſein Lied aus voller Bruſt. Die Arbeitenden blickten ſich an, Hobel und Hammer hielten inne. Aber da hörte auch der Hansl auf. Und erſt als alle wieder tätig waren und ſo taten, als

ob ſie nicht auf ihn achteten, hub er von neuem zu ſingen an. Jetzt war es entſchieden, der Hansl, der ſeinen Namen etwas voreilig erhalten hatte, war ein Mandl.

Von dem Tage an hob ſich das Anſehen des Stieglitz in der Familie. Jetzt erwachte auch die Teilnahme des Meiſters für den Vogel, er miſchte ſich in ſeine Erziehung und gab dem Franzl allerlei gute Lehren. Der Vogel dürfe nicht überfüttert werden. Und man ſolle ihm ſein Nirſchel mit Hanfſamen nicht in das Haus hineingeben, ſondern es an der Außenwand befeſtigen. Das ſei dem Stieglitz zu dumm, immer über dem vollen Tröglein zu ſitzen. Er ſei gewohnt, ſich ſeine Nahrung zu ſuchen. Das erhalte ihn friſcher. Und dem Franzl leuchtete das ein. Er befeſtigte auf der einen Außenſeite das Nirſchel mit dem Futter, auf der anderen das mit dem Trinkwaſſer. In eine Ecke, auf den Boden des Hauſes, ſtellte er ein kleines Schüſſelchen mit Badewaſſer. Und es war überraſchend, zu ſehen, wie der Vogel dieſe Einteilung begriff. Er pudelte ſich in der Schüſſel und trank aus dem Nirſchel, das draußen hing. Das Futter blieb jetzt rein und er holte ſich ein Körnchen um das andere. Sein Geſang aber wurde täglich köſtlicher.

Als der Hansl sich so entwickelte, ging der Meister weiter mit ihm. Er belehrte den Franzl, daß der Stieglitz etwas zu tun haben müsse. Wenn er in der Freiheit lebe, habe er für Weib und Kinder zu sorgen, Nester zu bauen, Feinde abzuwehren, die Jungen im Fliegen zu unterrichten. Das alles fehle dem Tier. Ein gelangweilter fetter Vogel aber sei ein schlechter Sänger und werde nicht alt. Viele sterben an Herzschlag.

Da horchte der Franzl hoch auf. Und als es Feierabend war, setzte sich der Meister zu ihm und begann mit eigenen Händen drei schmale Brettchen zu schnitzeln und aus festem glatten Papier ein kleines Behältnis zu kleben. An das mittlere Brettchen aber klebte er zwei Seitenlehnen. Und dann paßte er das Behältnis hinein und probierte, ob es sich glatt darin bewegen könne wie in einer Fahrbahn, ob es sich nirgends spieße. Endlich befestigte er einen Faden an dem Behältnis und gab Futter in dasselbe. Und jetzt wurde der Hansl mit einem Tuch zugedeckt, damit er sich nicht aufrege. Die Fahrbahn aber wurde in schräg abfallender Richtung zu seinem Hause angebracht und an der Mauer befestigt. Und am nächsten Morgen fand der Hansl sein Futter in dem neuen Behältnis an der Außenwand. Nachmittags stand es schon etwas weiter weg, er mußte

sich fast den Hals ausrecken, um dazu zu gelangen. Abends stand es noch ein bißchen weiter. Am zweiten Morgen aber war es nicht mehr zu erreichen. Der Stieglitz war unruhig. Er pudelte sich, er trank immer wieder Wasser, aber das Futter war ihm nicht erreichbar. Und er sang schöner als je. Da zog der Meister an einem Schnürchen und das Futterwägelchen näherte sich. Der Stieglitz äugte zuerst verdutzt, dann stürzte er sich auf sein Frühstück. Nachdem er einige Male gepickt hatte, entfernte sich das neue Nirschel wieder ganz sachte. Der Hansl war verzweifelt. Nun durfte der Franzl dasselbe tun wie vorher der Meister. Bald näherte sich das Futter, bald verschwand es.

Das ging drei oder vier Tage so fort. Endlich begriff der Stieglitz, was er zu tun hatte. Er nahm den Faden, an dem das Futtertröglein hing, in den Schnabel und zog es selbst herbei. Aber es fiel wieder zurück. Nicht einmal, zehnmal. Da kam das Tier auf den schlauen Einfall, sich fest auf den Faden zu stellen und ihn zu halten bis es gefressen hatte. Welch ein Stolz, als ihm dies zum erstenmal geglückt war! Meister, Geselle und Lehrbub brüllten. Und der Franzl lief, die Bas' Eva herbeizuholen, das Wunder zu sehen. Sie kam aus der Küche und lachte mit dem ganzen Gesicht vor Ver-

gnügen. Der Franzl aber stand mit offenem Munde da, als der Meister das Nirschel jetzt noch weiter wegrückte und sagte, daß der Hansl es morgen schon von einer Klafter Entfernung heranziehen werde.

Und so geschah es. Der Vogel wurde den ganzen Winter erzogen und der Franzl mit ihm. Der Meister hielt den Buben stets dazu an, den Stieglitz zu beschäftigen. Das Tierchen war so klug als willig. Und so dankbar. Es ergötzte das ganze Haus durch seinen Gesang und belustigte alle durch seine Kunststücke. Sein Futter aber schaffte der Hansl selbst herbei und war es noch so fern. Er zog sich schließlich auch das Wasser und hatte beständig Arbeit. Jetzt könne man ihn schon freisprechen, meinte der Meister. Er sei tüchtig wie ein Geselle.

Und so war langsam der Mai gekommen und der Hansl hing zum erstenmal draußen in der Sonne und sang sein Lied. Das war nun allerdings ein Meisterstück. Er rollte und pfiff und tremolierte und schmetterte wie toll. Und ein Frohlocken war in seiner Stimme und ein Jauchzen wie man es nie gehört.

Plötzlich flatterte ein Genosse um sein Haus herum. Franzl erblaßte im ersten Augenblick, denn er glaubte, Hansl sei entkommen. Aber der Gast setzte sich hoch

oben auf das Vogelhaus. Scheu blickte er um sich. Und als sich das geringste in der Werkstatt rührte, huschte er mit einem lauten „Stieglitz! Stieglitz!“ davon. Aber er kam wieder, als Hansl jetzt zu locken begann. Und dann schnäbelten die beiden Vögel miteinander. Das war kein Er, das war offenbar eine Sie! Und wie Schuppen fiel es dem Franzl von den Augen: Er hatte das Weiberl damals auch mitgefangen, aber ihm wieder die Freiheit gegeben und jetzt kam dieses selbst und setzte sich auf das Gefängnis ihres Männchens. Ob sie wohl auch hineinginge zu ihm? Franzl sann nach, wie das zu machen wäre, ohne daß der Hansl entkäme.

Meister Jakob wußte Rat. Als es wieder Feierabend war, machte er aus Draht eine Scheidewand, die man von oben in das Vogelhaus hineinstellen konnte. Wenn die Stieglitzin morgen wiederkäme, können wir ihr das Türl offenlassen, meinte der Meister. Und sie kam Tag für Tag, fraß dem Hansl das Futter weg, schnäbelte mit ihm und flog wieder fort. Sie mit einer tückischen Schlinge zu fangen, verbot der Meister. „Wenn ihr die Lieb' einschließt,“ sagte er, „geht sie von selber hinein.“ Und eines Mittags saß sie drin, die Stieglitzin, und schien sehr ungehalten, daß sie auch dort noch eine Scheidewand von ihrem Liebsten trennte. Der Franzl,

der sich eine eigene Vorrichtung für diesen festlichen Augenblick erfunden hatte, zog rasch von seinem Sitze aus mit einem langen Faden das Türchen zu. Und als alle Hausgenossen versammelt waren, da entfernte er die Scheidewand und der Hansl und seine getreue Stieglitzin flatterten sich in die Arme.

Das war nun ein Leben in dem Vogelhaus. So etwas Verliebtes hatte die Welt noch nicht gesehen. Der Hansl hatte alle Hände voll zu tun, seine Gemahlin in ihre Obliegenheiten einzuführen, ihr den Unterschied zwischen dem Trink- und dem Badewasser beizubringen, ihr die Futterbeschaffung zu erklären. Aber darauf ging sie nicht ein, an dem Faden ziehen wollte sie nicht. Das sollte nur der Mann allein leisten. Und er tat es willig. Sein Weibchen hatte ja bald andere Sorgen. Eines Tages rupfte sie dem Hansl und sich ein paar Federn aus und flatterte ängstlich damit hin und her.

Das sah die Frau Eva und brachte schleunigst ein Büschel Heu, das der Franzl auf das Dach des Vogelhauses legen sollte. Gleich pickte die Stieglitzin danach, zog einen Halm nach dem anderen heraus und trug sie eilig in eine Ecke. Und der Hansl half. Sie bauten miteinander ein Nest und rupften sich die weichsten Federn aus dem Pelz, um das Innere desselben damit auszu-

legen. Und als das Neſt vollendet war, ließ ſich die Stieglitzin darauf nieder und ſchloß ſittſam die Augen. Der Hansl aber ſaß auf dem höchſten Spriẽßelchen und rollte und pfiff und tremolierte und ſchmetterte ſein Glück in die Welt hinaus. Ein Ei! Ein Ei! Ein Ei!

Und bald wurden es ihrer zwei und drei. Es entſtand eine ganze Familie und die beiden Eltern hatten zu ſchaffen genug. Jetzt lernte auch die Mutter das Futterziehen. Und der Franzl ließ auf Wunſch des Meiſters während des Tages das Türchen des Vogelhauſes offen. Die Alten flogen aus und brachten Leckerbiſſen für ihre Jungen heim, die man ihnen ſelber nicht geben konnte.

So erzog ſich Meiſter Jakob ſeine Singvögel und ſeinen Lehrbuben. Er beſchäftigte den Franzl auf jede Weiſe und nahm ihm langſam das Heimweh nach dem Bauernſtand. Hat der Hansl es in einem halben Jahr zum Geſellen und zum Meiſter gebracht, werde es der Franzl in drei Jahren doch auch noch zum Geſellen bringen können. Das Verzagen wäre eine ſchöne Schand'.

Geld.

Von

A. De Nora.

Geld,
Dämon der Welt,
Menſchenmordende Metze du!
An deinem goldenen Schuh
Kleben, zerſtampft zu Staub, Recht und Geſetze,
Sitte, Glaube, Gewiſſen,
Ehrſamer Hände Fleiß,
Satter Lüſtlinge Fett und Hungriger letzter Biſſen,
Purpurnes Fürſtenblut und ſchmutziger Sklavenſchweiß,
Jungfrauenehre,
Zerbrochen vor deinem Droh'n
Frauentreue, von Ehringfingern geſtreift,
Manneswürde, am Henkerrade geſchleift — — —
Ach, und kein einziges Mal
Hat deinen tanzenden Fuß je aufgehalten die Schwere
Der entſetzlichen Laſt,
Die du, Tochter des Baal,
Im Wirbel um Götzenaltäre
Klirrend hinein in den Boden getreten haſt!

Hielt ich dich einmal nur an der girrenden Gurgel gefaßt!
Nicht mehr lachteſt du Hohn
Den Flüchen und Schwüren
Des zertretenen Staubes, den deine Zehen berühren!
Weh, aber Weh!
Keine Fauſt iſt ſo groß und ſo ſtahlharten Metalls,
Daß ſie erdroſſelnd umklammte
Deinen gepanzerten Hals! Mehr noch, mehr noch als je
Mit ſchallendem Siegesgelächter
Reckſt du den Scheitel heute,
Höllenverdammte,
über der Völker Kampf!
Denn keine reichere Beute
Warf dir der Krieg, der Schlächter,
Jemals unter der frech ſich wiegenden Sohlen Geſtampf!

Wie dein gelbes Geſicht
Die Freude erhellt,
Daß du wieder die Menſchen betrogen!
Mit falſchem Gewicht
Um die Freiheit geprellt,
Weil ſchlau deine Finger die Wage geſtellt,
Deren Schalen das Schickſal wogen!

Da ziehn sie mit knatternden Fahnen ins Feld,
Die Heimat im Herzen, im Munde ein Lied,
Und den Tod im Torniſter, der mit ihnen zieht —
Und glauben, sie schlügen sich, jeder ein Held,
Durch heilige Schlachten um Herden und Herde —
Und sterben wie Märtyrertreue verschied,
Für große Ideen,
Für „Den Gott ihrer Erde“ . . .
Ach, wüßten sie nur,
Wie er aussieht, der Gott, dessen Wege sie gehn!

Er sitzt umblitzt von Geschmeide,
Das Millionen verschlang,
Auf Polsterstühlen und Seide
Dickbauchig im ersten Rang
Und, halbgeschlossen die Lider,
Gelangweilt schaut er und kühl
Auf die Tragödie nieder
Von seinem behaglichen Pfühl —
Wo zur Musik der Granaten
Durch Ströme von Menschenblut,
Die wirklichen Helden waten
Mit übermenschlichem Mut —
Wo Witwen weinen und Bräute.

Der Wucher und Hunger droht,
Und alles errafft zur Beute
Der unerbittliche Tod . . .

Er aber wie über geſchminkten
Gemimten Theatercoup
Schlägt mit brillantenberingten
Fettfingern den Takt dazu,
Und faltet die roten Hände
Wie betend über den Leib:
„Nur zu! Damit ich am Ende
Als einziger übrigbleib'!
Nur zu! Das große Sterben
Stirbt alles in meinen Sack!
Ich werd euch lachend beerben,
Verblendetes Narrenpack!"

Geld, ſchurkiges Geld,
An deſſen rundem Genicke
Schimpf und Schelten zerſchellt,
Ach, was nützt es dir fluchen?
Biſt du ſelber der Fluch nicht,
Jedem irdiſchen Glücke
Schon in der Wiege geſellt?

Alle, die dich entbehren,
Tragen nach dir Begehren —
Allen, die dich gewonnen,
Bist du wieder zerronnen —
Die du groß machst, müssen
Tief im Kote dich küssen —
Wer dich stolz verachtet,
Duldet, hungert und schmachtet —
Wer dich angreift, endet,
Ob er auch gottgesendet,
Unter Kreuzigungshämmern, dornengekrönt!

Alle sind wir, alle um den Gewinn gehöhnt,
Arme willenlose Roulettspielkugeln auf Erden,
Hin und her geschleudert ohne Zwecke und Ziele
Zwischen Schwarz und Rot.
Froh wird keiner von uns Umhergeworfenen werden,
Eh wir selber uns nicht mit starken Händen erlösen
Von des Ewig-Bösen
Dunklem Gebot,
Dem wir blind gehorchen in unserm bitteren Spiele
Zwischen Leben und Tod.

Wühlt, und müßt' es mit Fingernägeln sein,
Wühlt die Rinde der alten Erde auf

Bis ins Hohle des unglücklichen Balls,
Wo in brodelnden Fluten
Urerſchaffenes brennt;
Wühlt, und werft zurück in ſein Element,
In die Höllengluten
Mittenhinein
Euren Satan=Gott,
Den einzigen, den ihr kennt,
Fürchtet und glaubt!
Dann erſchütternden Schalls
Schließt das orkiſche Tor,
Türmend drüber empor
Alle Gebirge der Welt,
Daß er nie mehr hebe das gelbe Haupt
Aus dem Finſtern hervor
In die Sonne des Alls! . . .

Diesseits und Jenseits.

Von

Max Dreyer.

Acht Tage noch, dann erlaubte der Arzt, daß Emmerich allein zu Magda hineinging, und nun saß er ungestört an ihrem Bett, das erstemal.

Immer noch war etwas Unirdisches in ihrer leuchtenden Blässe, und da er ihre Hand hielt und streichelte, kam ihr Lächeln wie von weither. Sie hatte noch nicht gesprochen. Und er selbst brauchte beinahe Mut, das Wort zu nehmen.

„Hast du sehr gelitten?“ fragte er sie zärtlich.

Sie antwortete mit leisem Kopfschütteln: „O nein, es war nicht schlimm.“

Aber war das ihre Stimme? Er kannte sie kaum wieder, fremd klang sie ihm und entrückt.

Und als sie sich in ihrer Mattheit in die Kissen zurücklehnte, war es ihm, als sei sie nur halb auf der Erde. Wie in weiße Nebel eingehüllt erschien sie ihm.

Still saß er bei ihr, hielt ihre kühle, geisterhafte Hand und verlor sich selbst in ein quälend Wesenloses.

Da kam die Zeit, wo die Wärterin das Kind brachte. Der Junge war die Rettung. Nun war der doch sein

Bundesgenosse, ihm näher als die Mutter, nun mußte gerade das Vaterbewußtsein herbei und die Brücke schlagen, ihm, der eben dieses Gefühl erst durch sein Weib glaubte gewinnen zu können.

Er nahm der Wärterin das Kind ab. „Lassen Sie uns bitte den Jungen hier, ich rufe Sie dann.“ Er wollte mit Magda und dem Kinde allein sein.

Wie war der Junge gewachsen! Jetzt sah er menschenähnlich aus. Prüfend blickte Emmerich in das knospende Gesicht, das dabei war, sich zu entfalten.

Und da rührte ein Schrecken ihn an — erst ging es rieselnd durch ihn hin, fragend noch, unsicher und tastend — dann aber zuckte ihm das grimme Entsetzen ans Herz.

War das nicht Henning, was ihn aus den Kinderaugen anblickte — die Stirn, der Mund, die Augen — war das nicht Henning?

Er starrte und bog sich zurück, sein Hirn fieberte wie vor einer Erscheinung —

Sie hatte seine Bewegung gesehen. „Soll ich das Kleine einmal nehmen?“ fragte sie leise.

Er reichte es ihr. Lange blickte sie das Kind an. Ihre Zärtlichkeit, erst ganz irdisch, fast tierisch mütterlich, ging in eine Verklärung über. Und nun fragte sie still hin-

gegeben: „Findest du nicht auch so vieles an dem Jungen, was dich an Henning erinnert? "

So fragte sie ihn, fragte in ihrer entrückten, erhabenen Selbstverständlichkeit — ja, fühlte sie denn nicht —! Nein, sie fühlte nichts, nichts als was für ihr geisterndes Leben selbstverständlich war —

In dem Hauch dieser Worte gefror sein Blut. Alles, was an Schmerz und Zorn, an Glut und Wut in ihm war, erstickte. Und diese weiße Frau da vor ihm, sie entschwand ihm ganz, er sah nichts mehr als weiße Nebel.

Alles löste sich ins Unkörperliche — ins Verlassene und Verlorene — ins Bewußtlose.

Als er sich wiederfand, war er auf dem Wege zur Tür, die Wärterin zu rufen.

„Es ist genug für heute — ich will jetzt gehen," sagte er und küßte Magdas Hand zum Abschied.

Er wußte kaum, was er sprach. So verließ er das Zimmer, das Haus. Draußen befahl er dem Kutscher, ohne ihn zu fahren. Er wollte zu Fuß nach Kessin gehen.

Einen verkehrten Weg schlug Emmerich ein. Gleichviel, wenn er nur bei sich war, nur bei sich blieb, wenn er sich selbst nur nicht verlor —!

Wie hatte nun alles zu einem Ring sich richtig zusammengeschlossen! Magda suchte in Udars ihr Lager auf, da ihre Stunde kam. Und das Kind trug von Henning die Züge.

Es war Hennings Sohn — nicht seiner! Dem Toten hatte sie gehört, da sie in seinen lebendigen Armen lag, mit ihren Gedanken, mit ihrer Sehnsucht und Liebe! Den Verstorbenen hatten ihre Wünsche umklammert, hatte ihr Gefühl umschlungen! Und dieser Seelenhochzeit hatte er, Emmerich, seine Körperlichkeit leihen müssen!

Die Erniedrigung, die ihn als grauenhaftes Gespenst geängstigt, ein Gespenst, das immer wiedergekehrt war, so oft auch sein Selbstgefühl es gebannt hatte — ja, nun war es Wirklichkeit geworden. Und das Kind, sein Kind — er lachte bitter vor sich hin — trug davon das Zeugnis auf seinem Gesicht und zeigte es aller Welt!

Daß es so etwas gab! Daß diese Spukwelt der Romantik, der Magda, die sein Weib sich nannte, verfallen war, so ins Sinnfällige greifen, so in Fleisch und Blut übergehen konnte!

Und er, gerade er mußte vom Geschick ausersehen sein, in solcher überirdischer Paarung den leiblichen Nothelfer zu stellen!

Wo auf der Welt hat es jemals einen so traurigen Dritten gegeben — einen so traurigen und so lächerlichen! Dann wieder wollten seine Gedanken mit einem Kopfsprung sich retten. War dies nicht alles Teufelsspuk? Lag ihm und auch Magda die ganze Übersinnlichkeit nicht zu sehr im Schädel? War all das Gerede und Gelese vom Diesseits und Jenseits nicht zuviel gewesen für seine Geisteskräfte — und auch für ihre? Denn so groß war der Unterschied zwischen ihnen nicht. Waren sie beide verwirrt? Hatten sie Sinnestäuschungen?

Ähnlichkeiten — Ähnlichkeiten bei kleinen Kindern und bei eben geborenen gar — wie oft hatte er sich über solche Eindrücke lustig gemacht!

Saß das, was ihn erschreckt hatte, nicht bloß in seinem von all den Erlebnissen, den Fragen, dem Suchen, dem Sichversenken überreizten Gehirn?

Aber — hatte er es denn allein gesehen? Hatte Magda es ihm nicht — aus ihrer ahnungslosen Höhe — bestätigt?

Mit ganz verschiedenen Augen, aus ganz verschiedenen Welten, zwei ganz Verschiedene, hatten sie das Kind betrachtet. Und beide hatten sie dasselbe erkannt.

Er stand still nach hastigem Gang und richtete sich gerade und scharf auf in der klaren Herbstluft.

Hier gab es nichts zu drehen und zu wenden. Die Entſcheidung hatte ſein Leben durchſchnitten. Nun war es an ihm, wie und ob er ſich ſelbſt wiedergewann. — —

Emmerich ſetzte die nächſten Tage keinen Fuß in das Schloß Udars. Er vermied es, an dieſes Geiſterhaus zu denken, das nun mal ſo etwas wie Irrſinn für ihn in Bereitſchaft hielt.

Nicht als ob er alle Erinnerungen von ſich abtun konnte, als wäre er von allem Vergangenen befreit und alles Nachdenkens und der Nachprüfung ledig.

Die Stunden peinlichen Forſchens und ſuchender Qual blieben ihm nicht erſpart. Aber ſie wurden blaſſer und matter, und ihr Gift erſchöpfte ſich.

Nur ein Stachel blieb zurück, und der tat weh, ſo oft er daran rührte: das war ſein verletzter Stolz. So arm war er alſo, ſo ſchwach, ſo gering ſein eignes Weſen, daß er einem Schatten hatte erliegen müſſen!

Sein Hohn half ihm wenig: ein Neues iſt es jedenfalls, vielleicht iſt es noch nie dageweſen und eine Berühmtheit bin ich damit! Mein Weib betrügt mich mit einem Toten! Solchem Ehebruch entſtammt ein Kind — und dies Kind trägt die Züge des überſinnlichen Buhlen.

Eine Berühmtheit — ja — denn was meine Augen

ſehen, was ihre Augen ſehen, auch der Welt wird es gewiß nicht verborgen bleiben!

Eine höchſt lächerliche Berühmtheit — eine berühmte Lächerlichkeit! Dann mußte er gewaltſam an ſich halten, daß er nicht um ſich ſchlug, dieſe Welt in Trümmer zu legen.

Wenn ihn ſolche Gedanken heimſuchten, an einſamen Abenden, und ihm, was immer noch geſchah, über den Kopf wuchſen, wenn er dann mehr trank, als ihm gut war, ſo konnte er vor ſich hinſtieren mit blutig flimmernden Augen und ſtammelte ſich ſo etwas vor wie dies: Wenn ich nun wirklich mal den Verſtand verliere in dieſem meinem verrückten Daſein, das ſo verrückt iſt wie kein andres auf der Welt, und drehe dem Wurm, das mich beſchimpft, den Hals um — wer kann ſich groß darüber wundern!

Mehrmals hatte er die Feder in die Hand genommen, aufs neue an Guſtave zu ſchreiben.

Als das Kind gekommen war, in ſeinem Vaterſtolz, hatte er es ſehr wichtig gehabt, ein reitender Bote hatte ihr die Kunde bringen müſſen. Und bald waren von ihr die Glückwünſche zurückgehallt, in dem vollen Ton ihrer ſicheren Kraft. Damals hatte dieſer Klang ihm wohlgetan und ihn ſelbſt gehoben, da in ihm ſelbſt dasſelbe ſchwang.

Heute aber — ja — Gustave hatte die ganze Größe und Höhe ihrer Unbefangenheit. Aber gerade darin war für ihn kein Platz, auch hier war er heimatlos.

Auch hier. Und er nun zwischen den Frauen, die beide auf der Höhe waren. Hatte nicht auch Magda die überragende Sicherheit und Selbstverständlichkeit ihres Fühlens? Sie beide die Unbefangenen, Unversehrten, Strahlenden. Und er der Niedergeworfene, geschlagen und gebrandmarkt.

Wenn er nicht scheu und geduckt herumkriechen wollte, mußte er das Vergangene unter die Füße nehmen, mußte er es zertreten und begraben! Nur eine Roheit des Vergessens konnte ihn retten.

Und er wollte nicht herumkriechen. So steifte sich das Harte in ihm, trotziger Stolz, das Herrische seines Wesens steigerte sich empor, und eine Begehrlichkeit, die vom Leben nun rücksichtslos alle Schulden eintreiben wollte, pochte auf ein natürliches Recht.

Wüster wurden seine Gelage in der Jagdhütte, die Jagd selbst war jetzt seine wilde Leidenschaft.

Nach zwei Menschen hatte er eine grimmige Sehnsucht, zum Liebhaben und zum Totschlagen. Was so ein tüchtiger Mann zum Leben braucht.

In die Träume der Waldhütte, die stürmischen, wogte Traude hinein, dem Orte vertraut, immer lockender, selbst immer verlangender, immer mehr zum Greifen nah. Warum sah er sie nie mehr leibhaftig?

Und auf den einsamen Pirschgängen, wenn seines Lebens Not, die niedergerungene, die gleichwohl noch immer zuckte und sich regte, durch die Vergessenheit hindurch ihm ins Gehirn spukte, daß die Augen ihm flimmerten und die Ohren brausten im Kampfe der Abwehr — dann fragte er flehentlich: Warum sehe ich ihn jetzt nicht vor mir, ihn, den höhnischen Begleiter auf meinem Lebensweg, den Gesegneten meines Hasses? Warum kommt er mir nicht ins Gehege, nicht über die Grenze, daß ich mit ihm abrechnen kann? Ist in ihm nicht alles Peinigende und Erniedrigende und Zerrüttende meines Daseins? Ist in ihm nicht all meine Schmach? Warum hab' ich ihn nicht vor mir, daß ich ihn auslöschen kann? Wie gut würde mir das tun! Wie gut!

So wild ging es her in den Wünschen und Gedanken dieser seiner Wintertage.

Die Wirtschaft war in guten Händen. In Udars hatte er eine neue, erprobte Kraft eingestellt. So oft er dort nach dem Betriebe sich umsah, ging er jetzt

auch wieder ins Schloß, Magda seine Aufwartung zu machen.

Aber mit all seiner Qual war all sein Empfinden, sein ganzes Wesen so im Innersten eingeschlossen, daß er als ein Fremder vor ihr stand.

Sie mußte immer noch liegen, ihr Leben gehörte zur Hälfte dem Kinde, zur Hälfte dem Jenseits, für ihn selber war kein Platz mehr darin, wenn anders er je hier eine Stätte gehabt hatte.

Und ihm war es so im Grunde recht. Wenn er nur Ruhe hatte vor seinen Quälgeistern!

Das Kind zu sehen, vermied er. Man sagte ihm, daß es gedieh. Er nickte dazu, wie aus der Ferne.

Tief holte er Atem, wenn er aus dem Portal ins Freie trat, und fühlte sich wie gerettet aus luftleerem Raum.

Und freute sich auf seinen Wald.

Es ging dem Frühling entgegen. Und der hatte sein Geschenk für Emmerich, den Verstoßenen des Lebens.

Die Märzluft klang um die zitternden Weidenkätzchen. Emmerich war mit dem Alten dabei, die kleine Strauchhütte an der Waldwiese neu herzurichten. Hier war der Balzplatz des Birkwildes, und es gab in diesem Jahr so viel im Revier wie nie.

Die Aprilsonne holte sich das erste Grün, schuf sich

Veilchen und Finkenschlag — in dieser jungen Luft, die ganz so war wie sie selbst, kam Traude Emmerich in den Weg, nach langer durchsehnter Zeit.

Er war nach Seehagen geritten. Als er nach Hause trabte, den Birkenweg entlang, da sah er gegen die Sonne die Mädchengestalt mit den eigentümlich singenden, summenden Bewegungen, so lässig erwartungsvoll, ein träumendes Schlendern der Erfüllung zu.

Ein blütenschweres Sichwiegen, ein Taumeln fast — so schritt nur eine.

Sie ging barhäuptig. Durch das Braungold ihrer Haarkrone knisterte die Nachmittagssonne ihre Funken. Einen Anemonenstrauß hielt ihre Hand.

Emmerich war vom Pferde gesprungen, den Zügel um den Arm lief er ihr entgegen.

„Traude! Wo warst du all die Zeit? Hast du im Winterschlaf gelegen? Und so groß geworden — ein erwachsener Mensch!"

Sie war glücklich verstört von dem Sturm seines Wesens, von den überströmenden Blicken des gnädigen Herrn.

„Ich hab' viel im Haushalt zu tun gehabt. Und dann hab' ich fleißig studiert."

„Das ist gut für die dunkle Zeit. Aber jetzt gehörst

du in den Wald, du Frühling du! Warum bist du nie mehr in die Jagdhütte gekommen?"

„Ich wußte nicht —"

„Wußtest nicht? Auf die Jagd wollten wir doch einmal gehen! Das tun wir jetzt!"

„Jetzt?"

„Morgen früh kommst du mit auf die Birkhahnbalz. Möchtest du nicht?"

„So gern — aber — ich muß das Haus behüten. Vater ist gestern nach Berlin gefahren. Er ist zum Ministerium befohlen und bleibt die Ostertage da —"

„Bist du jetzt das Hausmütterchen?"

„Ja."

„Mit deinen Sechzehn!"

„Siebzehn."

„Das Haus läuft euch nicht weg. Und zuschließen läßt es sich doch auch. Mußt aber früh aufstehen. Vor der Sonne. Im Morgengrauen müssen wir in die Strauchhütte. Kannst du um fünf am Hünengrab sein?"

Ihre Augen lauerten, zuckten und glommen. Dann flüsterte sie: „Ja." —

Mit lachender Zuversicht schritt Emmerich durch die weichende Nacht in den Morgennebel hinein zum Hünengrab.

Er ſprach es vor ſich hin wie ſeine Lebensmelodie: Von dir kommt mein Heil, du machſt mich wieder lebensgeſund, Natur biſt du, du biſt der Frühling, du biſt das Glück.

Da kam ſie ihm zu Geſicht, durch Dämmer und Dunſt. Sie ſtand und wartete. Jetzt trat ſie ihm entgegen, und ſeine Sinne frohlockten.

Er drückte ihre Hand. „Guten Morgen!“ Verſtohlen klang es, wie ein Geheimnis. In ihren Augen flackerte es von Zutraulichkeit und Scheu.

Sie ſchritten ſchnell. Im Oſten wollte ſchon ein Streifen ſich ziehen. Weich und lind ging die Morgenluft. Warm war der Nebel, in warme Wolken der Himmel gehüllt.

Den Buchenhang liefen ſie hinunter, Hand in Hand, wie die Kinder. Dann hieß es ſich ducken und durch Unterholz kriechen. Jetzt lag die Waldwieſe vor ihnen. Noch ein paar Schritte am Rande entlang, da war die Hütte, und ſie krochen hinein.

„Nun leg' dich — ſo — und bleib ſtill liegen. Sie müſſen gleich kommen.“

Er machte ſich ſchußbereit. Die Nebel verdampften. Silbergrau ſchimmerte die Luft, von Oſten her mit leiſem mattem Rot betupft.

„Siehst du, da fallen sie ein. Nun nicht mucksen!“

Deutlich gewahrten sie durch die Strauchwand das Kampfspiel der Hähne. Wie sie kollerten mit gesträubten Federn, hängenden Flügeln und dem gefächerten weißen Leierschweif! Wie sie tanzten in den lächerlichsten Sprüngen, wie sie fauchten und bliesen und schluchzten, wie die Wut ihnen in die roten Rosen über den Lichtern flammte, wie sie sich an die Kehle fuhren gleich bissigen kleinen Dorfkötern!

Emmerich wollte schießen. „Darf ich nicht?“ hauchte ihm Traude ins Ohr. Gierig waren ihre Augen.

Er zog sie dicht zu sich heran, legte den Flintenkolben an ihre Backe. Sie gab Feuer — fehlte — die Vögel strichen ab.

Lächelnd sah er in ihr nahes zitterndes Gesicht.

„Nun hab' ich alles verdorben,“ sagte sie klagend. „Und Sie sind böse!“

Sie versteckte sich in ihren Arm. Schon aber hielt er ihren Kopf und riß ihn an die Lippen.

Das Fieber durchströmte ihn und rann über sie her. Und sie flüchtete zu ihm hin, schmiegte sich und verbarg sich in ihn.

Summend, singend zupften und spannen die Lichter des Frührots in den Zweigen.

Jakob Siemerings Erben.

Von

Rudolf Heubner.

Der letzte Tag des Jahres kam.

Mit den Vormittagszügen langten die auswärtigen Teilnehmer an der Zusammenkunft der Bankleute ein. Nach einem Gabelfrühstück im Bahnhofshotel versammelten sie sich mit den einheimischen Bankherren im Gesellschaftszimmer des Weinhauses Monopol an der Grabenpromenade.

Leo hatte auf den Eilbrief nicht geantwortet. — Schaffrath begleitete ihn bis an die Tür und versprach, in einer Wirtschaft gegenüber zu warten.

Es war ein kleiner Kreis von Männern, der sich um die Marmortafel in dem überheizten, goldstrotzenden, mit riesigen Spiegeln und Prunkbildern geschmückten Festzimmer zusammengefunden hatte. Eine andre Versammlung, als die im Saale der Harmonie, in der einst Jakob Siemering seinen ersten Plan scheitern gesehen und seine neuen kühnen Entwürfe abgerollt, — eine andre auch als jene, die Wilhelm Ruland am Hochzeitstage seines Feindes bei hallendem Glockenklang im

kahlen, ausgeräumten Lagerzimmer des Heiligen Geistes geleitet hatte.

Leo fand nur wenig mehr als zwanzig Herren in lebhaftem Gespräche vereinigt.

Der Geheime Kommerzienrat Eisenschuh hatte den Vorsitz. Auch die großen Bankgesellschaften des weiteren Industriekreises hatten nur je einen Vertreter mit uneingeschränkter Vollmacht geschickt.

Es waren nicht lauter grüblerische Denkergesichter, mancher runde Kopf mit Doppelkinn und fleischigen Wangen prangte darunter, aber alle kennzeichnete die überlegene Entschlußkraft, die diesen Männern zur andern Natur geworden war. Ihre Augen hatten den Blick von oben, für sie war das Geschäft zur höheren Lebensbetätigung geworden — Sie waren gewöhnt, nicht mehr in die großen Kämpfe verstrickt zu sein, sondern sie selbst zu leiten.

Als Leo eintrat, erhoben sich die Versammelten höflich. Nach der kurzen Vorstellung nahm Leo seinen Platz am freien Ende der Tafel ein.

„Unsre Zeit ist gemessen," begann der Geheime Kommerzienrat. „Unnütze Worte sind ohnehin bei unsrer Arbeit vom übel. Alle Einzelheiten können für später vorbehalten werden. Heute kommt es nur darauf an,

einen wirklichen Abschluß zu erzielen, — den Ring im alten Jahre zu schließen, — lückenlos. Deshalb wird es das wichtigste sein, zu erfahren, wie sich das Bankhaus Jakob Siemering und Kompanie entschlossen hat." Er wandte den Blick auf Leo. „Wie stellen Sie sich zu dem bekannten Vertrage?"

„Ich denke ihn nicht zu erfüllen."

Ein jähes Verwundern durchlief den Kreis.

„Wie, nicht?"

„Nein. Wir liquidieren."

Kommerzienrat Hallgarten, der als Berichterstatter neben Eisenschuh saß, blätterte mit leiser Ungeduld in seinen Papieren. Eisenschuh gab ihm mit einem Winke das Wort.

„Es handelt sich ja nicht um eine Liquidation im gesetzlichen Sinne," sagte Hallgarten. „Sie ordnen die Geschäfte auf Grund einer formlosen Vereinbarung, werden daher möglicherweise über kurz oder lang zurücktreten."

„Sehr wohl. Ich bin ganz im Bilde."

„Sie wollen also das von Ihnen zurzeit vertretene Unternehmen der Gefahr eines Rechtsstreits — dessen Ausgang doch nicht zweifelhaft sein kann — aussetzen?"

„Ich hoffe, daß das nicht nötig sein wird," versetzte Leo.

„Ja, aber was wollen Sie dann? — Ihre Bank auflösen? verschwinden lassen? — Sie haben vielleicht davon gehört, daß für diesen Fall eine sehr bedeutende Kapitalkraft ein neues, mächtiges Unternehmen an die Stelle des aufgelösten setzen würde, im Verbande des Ringes natürlich."

„Gewiß, ich bin unterrichtet. Ich hoffe, die Bank mit gutem Erfolge für die Erben veräußern zu können, so daß jenes — ausländische Unternehmen gegenstandslos sein würde."

„Bitte! dann wird der Nachfolger ebenso an den Vertrag gebunden sein."

„Wenn sie ihn nötigen, ja. Ich verkenne die Rechtslage keinen Augenblick und bin kein Don Quixote, der gegen Windmühlen kämpft. Aber vielleicht könnten Sie die Windmühle, deren Flügel uns zu Boden schlagen sollen, abstellen — Ich will sagen: vielleicht verlassen Sie den Rechtsstandpunkt und stellen sich auf den wirtschaftlichen."

„Oho!" — Ein unehrerbietiges Lachen, das aber sogleich wieder erstarb, ging durch die Versammlung.

„Sie erwarten also," rief der Vorsitzende in dem noch

immer heiteren Tone wohlwollender Überlegenheit, „wir sollen unsern ganzen großen, zeitgemäßen und glückverheißenden Plan Ihnen zuliebe in die Scherben werfen, — aus Achtung oder Furcht vor Ihrem Trotze?“

„Nein,“ rief Leo und erhob sich unwillkürlich im Eifer, „das meine ich nicht. Ich bin weder so verstockt noch so anmaßend. Ich rufe Ihre höhere Einsicht, Ihre bessere Überzeugung an, im Vertrauen auf die unüberwindliche Lebenskraft des Gedankens, den ich verfechte. — Meine Herren! Ich glaube nicht, daß Sie mich so gering einschätzen, um mir eine glatte, elende Schmeichelei zuzutrauen. Die wäre in dieser Stunde wohl am wenigsten am Platze. Aber ich gehe davon aus, daß ich es mit Männern zu tun habe, die über einen kleinlichen Geschäftsgeist erhaben sind und die Gesetze unsrer Gesamtwirtschaft übersehen. Unsrer Gesamtwirtschaft, meine Herren, mit der Sie verbunden sind und in der Sie leben, wie alle Arbeit in unserm ganzen Vaterlande durch sie bedingt und von ihr getragen ist! — Was ist unsre gebietende Industrie ohne sie? nichts, — wie es auch immer scheinen möchte. Und was sind Ihre großen, beherrschenden Geldunternehmen ohne das Gedeihen unsrer Industrie und der Arbeit unsres Volkes überhaupt? — Ich bin kein Schwärmer, meine Herren, son-

dern ein nüchterner Mensch, der gelernt hat, die Ursachen alles geschäftlichen Gedeihens so zu erkennen, wie sie wirklich sind. Ich weiß, daß Sie bei Ihren ewig wechselnden, immer neue Aufgaben bewältigenden Taten, bei Ihren Entwürfen und Maßregeln nicht in jedem Falle erst ängstlich fragen können, ob Sie irgendetwas Fremdes damit verwirren und verrücken, — ebensowenig wie ein anderer Wirtschafter in seinem wohlgegründeten Betriebe. Das wäre nicht nur hemmend, nein, es wäre in jedem Sinne falsch, denn es verstieße gegen eben die schöpferische Freiheit des Kaufmanns, für die ich mit meiner ganzen Kraft eintrete. Es gibt eine Persönlichkeit der Arbeit, wie es eine Persönlichkeit des lebensvollen Menschen gibt; an jener soll so wenig gefrevelt werden, wie an dieser. Und solch ein toter, sinnloser Mechanismus ist die große Wirtschaft eines ganzen Volkes nicht, daß da im voraus nicht ausgeklügelt sein müßte von Menschenköpfen und abgegrenzt von Menschenhand, um nur jede mögliche Reibung behutsam zu vermeiden. Das ist keine Maschine, sondern ein ewig sich verjüngender Körper voll pochenden Lebens, der das Treibende und Bildende selber in sich ausgleicht und abstimmt und der es so und nicht anders will. — Aber eben weil es sich hier um Lebendiges handelt, um

eine große Erscheinung des Lebens selbst, dürfen Sie sich nicht von der Quelle des Lebens durch eine täuschende Berechnung, durch eine gekünstelte Einrichtung, die Sie selber einschließt, absperren. Sie dürfen den Blutlauf nicht unterbinden, dürfen nicht der Gesamtarbeit, von der und in der Sie leben, ihre aufsteigende Kraft entziehen."

„Wohin?" rief emporfahrend Direktor Kolberg von der großen Creditbank und schob sein festes, steinernes Gesicht gegen den Sprecher vor, — „welche Gesetze — welche Grundsätze! — Geldwirtschaft ist ein Ding für sich."

„Nein, das ist sie nicht," rief Leo mit Feuer, — „und wenn sie es wäre, so täten Sie doppelt unrecht, von Ihnen aus gesehen, sich für die Zukunft die Grundlage Ihrer Erfolge zu zerstören, indem Sie einen Scheingewinn weniger Jahre für den immer erneuten wahren Gewinn eintauschten. Meine Herren, Sie sind stolz darauf, die Vertreter der modernen Geldmacht zu sein. Aber vielleicht sind Sie das nicht einmal, wie heute die Dinge in aller Welt liegen: das unscheinbare, hirn- und herzlose Ding, Geld genannt, offenbart seine Macht nicht in einer Person, in einem Kreis von Personen; schleichend wirkt es heute, unpersönlich, unfaßbar. Unter der Ober-

fläche wirkt es, zermürbend, zersetzend, ohne Namen, ohne nennbare Zahl, begrifflich, möchte ich sagen, in allen Erscheinungen, in den Vorstellungen der Menschen. Das ist seine Macht, die Ihnen selbst oft Widerstände entgegengeworfen haben wird, ohne daß Sie dagegen ankämpfen konnten, — der Sie selbst oft genug unterlegen sind, ohne zu wissen, warum. Setzen Sie die Person gewordene, die sichtbare, gesammelte Geldmacht dagegen, und Sie befreien sich und uns alle."

Die Herren schwiegen, — gebannt und verwundert zugleich. Ein leichtes Lächeln des Spottes lag auf manchem Gesicht.

„Zur Sache," sprach Geheimrat Eisenschuh knapp.

„Zur Sache, ja!" antwortete Leo. „Sie wollten — offen heraus — unsre ganze Industrie, und mit ihr jede Arbeit, die ihr dient, zu einem Werkzeug Ihres Willens machen. Lassen Sie ab davon. Sie tun nichts Gutes damit. Wie die Industrie die Erzeugung, die einst dem Handwerk oblag, verwaltet, der Handel die Ware, so sind Sie bestimmt, die Verwalter der Erträgnisse alles Fleißes zu sein, für den größten Gewinner wie für den letzten Arbeiter mit ihm, und die Verwalter der im Gelde ruhenden neuen Lebenskraft für neue Arbeit. Schnüren Sie deshalb unsre Industrie nicht ab, richten

Sie zwiſchen ihr und ſich ſelbſt keine Schranke auf, die beiden Licht und Leben nimmt. Laſſen Sie Ihren Plan fallen, er iſt nicht wert, verwirklicht zu werden. Der Mann, deſſen verworrene Geſchäfte ich zu löſen übernahm, iſt an dem gleichen Gedanken zerbrochen, — nicht weil er ein Kapitaliſt war oder Schlechtes vollführt hätte, ſondern weil er etwas Lebenswidriges wollte. — Er war ein Einzelner und ſtand nur für ſich: Haben Sie, die Führer der Geldmacht eines großen Volksteils, den Mut, dasſelbe im größten Maßſtabe zu wiederholen?"

Ein kurzer lauter Sturm erhob ſich.

„Sie ſprechen gut, Herr Ruland," rief Kolberg, „aber das iſt nicht die Form, eine ernſthafte kaufmänniſche Verhandlung zu führen. Popanze! Was meinen Sie mit Ihren Ausblicken in die Zukunft! etwas mehr als nur eine intereſſante Geſpenſtervorführung?"

„Doch etwas mehr, — obwohl ich glaube, ſehr Weſentliches verſtändlich geſagt zu haben. Ich könnte Sie daran erinnern, daß ſich die Induſtrie rächen würde, ja ſchon gerächt hat — denn Sie unterſchätzen die Genoſſenſchaftsbank —; aber ich ſpreche ja hier nicht zuerſt für die Induſtrie, ſondern für das Bankhaus Jakob Siemering. Ich kann Ihnen zeigen, wohin Sie treiben

und wessen Geschäfte Sie führen. Man hat mich am Anfang dieser Sitzung darauf hingewiesen, daß bei Auflösung unserer Bank ein neues mächtiges Unternehmen im Verbande des Ringes an deren Stelle treten würde. Gemeint war die Zukunftsbank des Herrn Young und seiner Finanzgruppe. Ich kenne den Plan; diese Leute haben ja in erster Linie die bestehende Bank aus dem Nachlaß kaufen wollen. Neu wird Ihnen aber vielleicht sein, daß Sie selbst — der ganze Bankring — nur dazu dienen sollen, unsre Industrie in die Hand des amerikanischen Kapitals zu bringen, und daß Sie — der Ring und ihre einzelnen blühenden Bankunternehmungen — erdrückt, ausgeschaltet, beiseite geworfen werden sollen, sobald das irgend möglich ist."

Es gab einen großen Aufstand. Viele der Herren sprangen von den Sitzen. Alles rief durcheinander.

„Sie verleumden die großen Beziehungen, die keine Landesgrenzen kennen!" eiferte Kommerzienrat Hallgarten. „Sie betrachten den Geldverkehr der Welt und die brüderliche Zusammenarbeit unter dem kleinlichen Gesichtswinkel des besorgten deutschen Philisters!"

Geheimrat Eisenschuh winkte ab. — „Erklären Sie! bitte!" sagte er kurz, seine Erregung bemeisternd.

„Meine Herren," sprach Leo, sich auch zur Ruhe

zwingend, „ich habe mich von dem Gedanken, dem wir alle dienen, hinreißen lassen. Sie erwarten von mir mit Fug einen geschäftlicheren Ton; ich bin dazu bereit. Man hat mir hier den Vorwurf gemacht, ich verstünde nichts von dem großen Verkehr, der keine Grenzen kennt. Ich weise das zurück. Wenn jemand die großen Beziehungen von Volk zu Volk achtet, so bin ich es. Ich verleumde nicht, ich bin auch kein Philister und weiß nichts von einem kleinlichen Gesichtswinkel. Fast zehn Jahre — nicht unreifer Jugend, sondern Jahre der Mannheit — habe ich als ein scharfer Beobachter im Ausland gelebt, vorwiegend in den Staaten des Westens, und habe dort als Kaufmann mit allen Kreisen der Handelswelt in Verbindung gestanden. Dort habe ich mir die unumstößliche Erkenntnis errungen: Weltwirtschaft ist nur möglich durch nationale Arbeit, — alles andre ist Irrtum. Das weiß das Ausland ganz genau, und es handelt danach, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Ich habe dort auch einsehen gelernt, daß der Westen alles daran setzt, um seine Arbeit über die unsre zu stellen. Das ist sein gutes Recht. Aber er geht weiter: er hat sich das Ziel gesetzt, uns unsere Arbeit unmöglich zu machen — durch Verpflanzung unsrer Industrie, durch Zersetzung unsrer Kraft im

Inland, alles mit den Mitteln seines Kapitals — auf jede mögliche Weise —"

„Zur Sache," rief noch einmal eine vereinzelte Stimme.

„Ich kehre zu dem zurück, wovon hier die Rede war," fuhr Leo fort, ohne darauf zu achten, „zu dem Plane des Herrn Young. Aus meiner Erfahrung heraus habe ich das Treiben dieses Mannes betrachtet und gewürdigt. Ich habe nicht den leisesten Zweifel, daß er die Ziele verfolgt, von denen ich gesprochen habe. Das ist seine Sache, ich habe nichts gegen diesen Mann persönlich. Er tut, was er muß. Für mich ist er und die Gruppe seiner Helfer, die von einer unsichtbaren Macht drüben vorgeschickt ist, nichts als ein Kampffaktor in dem beginnenden großen Ringen um die Grundlagen der Arbeit und um ihren Preis. Aber hier ist der Punkt, wo es unsre Pflicht wird, die Herausforderung aufzunehmen. Sie wollten statt dessen seine Gehilfen sein. Ein Gespräch, das ich vor kurzem mit ihm selbst hatte, hat mich in meiner Auffassung bestärkt. Zum Überfluß hat mir nun Jakob Siemerings Sohn, den der Amerikaner eine Zeitlang als willkommenen Bundesgenossen für seine Zwecke verwenden konnte, mit klaren Worten bestätigt, daß es das letzte Ziel Youngs ist, nach der

Fesselung unsrer Industrie das Band zwischen sich und Ihnen zu zerreißen und Ihre Kapitalkraft durch die fremde matt zu setzen. Er mag diesen jungen Menschen wohl für unbedingt sicher gehalten oder nicht für voll genommen haben, um ihn zu fürchten. — Sie werden also überflüssig sein, sobald Sie ausgedient haben."

Die Männer saßen in verbissenem Schweigen, während sich in ihren Mienen Überraschung und Zweifel malten.

Nur Geheimrat Eisenschuh, der nicht gewohnt war, auch einem liebgewordenen Gedanken die Klarheit des Blicks und die Freiheit des Entschlusses zu opfern, fragte scharf:

„Ist das wahr, was Sie da sagen? — das Tatsächliche, meine ich?"

„Ich verbürge es," erwiderte Leo. „Ich kann Ihnen auch Herrn Herbert Siemering als Gewährsmann stellen, wenn meine Rede — nicht voll wiegt."

„Nein, nein," murmelte Eisenschuh, „nicht nötig —" Er dachte an das Wort, das Young einst zu ihm selbst im Treppenhause des Bahnhofshotels gesagt hatte . . .

„Ich fasse zusammen," sprach Leo: „Die Bank in den Ring eintreten zu lassen, habe ich abgelehnt, weil ich nicht mithelfen will, unsrer Industrie den Atem zu rauben; — sie aufzulösen ist mir nicht möglich, denn ich

würde in demſelben Augenblicke dem fremden Kapital, das alles verſchlingt, die Breſche öffnen. Veräußern kann ich nicht, wenn Sie uns nicht von dem Vertrage entbinden. Alſo frage ich Sie, meine Herren: liegt Ihnen ernſtlich daran, daß das, wovor ich gewarnt habe, Tat wird? Nein, das können Sie nicht wollen. Wozu iſt denn dieſer ganze Widerſtand da, wenn er nicht die Gewähr einer dauernden Geſundheit in ſich trägt? Und iſt Ihnen eine geſunde Induſtrie nicht lieber, als eine verkümmernde? — Sie ſind über die letzten Zwecke des fremden Kapitals, das ſich Ihnen verlockend als Helfer antrug, getäuſcht worden; nun aber kennen Sie die Gefahr. Weltwirtſchaft iſt nicht möglich als durch nationale Arbeit: arbeiten Sie frei mit unſrer Induſtrie und untereinander, ohne eine Kraft neben ſich zu unterdrücken. — Ich habe bereits erklärt, daß es mir fernliegt, die Löſung Ihres Ringes zu fordern," ſchloß er kühn; „aber für das von mir vertretene Bankhaus nehme ich, nach dem was ich Ihnen eröffnet habe, das Recht auf freie Betätigung in Anſpruch, ein Recht nicht des Buchſtabens, ſondern des Geiſtes, ein höheres Recht als es das iſt, das Sie mit Jakob Siemerings Vertragsunterſchrift in der Hand halten. Entſcheiden Sie!"

Summende Rede durchlief den Kreis.

„Wir müssen uns über die Frage in engerer Beratung schlüssig machen," sagte Kommerzienrat Hallgarten.

„Es wird sich empfehlen, wenn uns Herr Ruland auf kurze Zeit allein läßt," stimmte Kolberg zu.

Leo wollte sich zurückziehen.

„Nein, bleiben Sie," rief da Geheimrat Eisenschuh, — „es bedarf dessen nicht — ich stelle in Aussicht, daß die Diskontobank, die ich vertrete, ihre Teilnahme am Ringe aufgibt —"

Diese Erklärung rief die größte Bestürzung hervor.

„Dann brauchen wir keinen Ring mehr und keinen Vertrag —," rief Hallgarten.

„Verzeihen Sie," sagte Eisenschuh zu Leo gewandt, mit einer abwehrenden Bewegung gegen die andern; — „daß einerseits eine Verbindung unter den Geldinstituten bestehen muß und daß es andrerseits große Unternehmungen gibt, die ein Zusammenwirken der gemeinschaftlichen Finanzkräfte fordern, werden Sie mir nicht bestreiten."

„Im Gegenteil," antwortete Leo, „ich betrachte diese von Fall zu Fall wirksame große Gemeinschaft als die Kehrseite des Wettbewerbs — denn freien Wettbewerb wollen wir doch, unter den Banken wie unter den

Fabriken; soll aber die Freiheit nicht zum aufreibenden Kampfe aller gegen alle werden, so muß das Gefühl, für bedeutende Zwecke verbunden zu sein, bei jedem lebendig bleiben."

„Gut," sagte Eisenschuh, „dann werden Sie mir auch zugeben, daß wir eine große Privatbank von dem Stil der Ihrigen nicht entbehren können, neben den andern, die hier bestehen. Eine jede hat ihre besondere Aufgabe, — ihre Persönlichkeit, sagten Sie; wir brauchen, auch ohne den Zwang des Ringes, eben diese, um mit ihr zu arbeiten, in gewöhnlichen Zeitläufen und bei großen außergewöhnlichen Gelegenheiten. Ich mache meine Erklärung, die eben eine solche Überraschung hervorrief und Sie Ihrer Vertragspflicht tatsächlich überhebt, davon abhängig, daß die Bank in Hände übergeht, in denen sie ihren Zweck in vollem Maße erfüllt. Scheint Ihnen der junge Herbert Siemering geeignet?"

„Nein. Er hat auch abgelehnt."

„Oder stehen Sie mit einem andern Erwerber in Unterhandlung?"

„Nein."

„Dann freilich — Uns liegt an einer Beseitigung des unsicheren Zustandes."

Leo ſtand ruhig und ſah ſtreng vor ſich nieder, jedes Gefühl in ſeinem Innern verbergend. Aber ſeine herabhängende, geballte Hand zuckte leiſe von jäher Erregung.

„Herr Geheimrat," ſagte er nach kurzem Überlegen feſt, „Sie drängen mich zu einer Entſcheidung, deren Gedanke mir erſt aus der Freiheit dieſer Stunde aufwächſt, wenn auch ein ſtiller Wunſch ihn vorbereitete. Vielleicht hätte ich mich damit noch länger getragen, — aber es iſt gut ſo, keinen Aufſchub: — Doch! ich habe einen Käufer."

„Bitte —"

„Ich ſelbſt werde die Bank anwerben — Ich bin entſchloſſen und hoffe, daß auch die Erben bereit ſein werden. Was Jakob Siemerings Werk belaſtet und verwirrt hat, das haben wir durch Mühe und zähen Fleiß gut gemacht und überwunden. Ich fühle mich durch meine Arbeit mit dem Unternehmen verwachſen und biete mit meiner Perſon, wie ich wohl glaube, die Gewähr, daß das ſchöne Geſchäft auf geſunder Grundlage fortbeſtehen und ſich nach dieſer Zeit der Bedrängnis wieder entwickeln wird, ſtärker und ſegensreicher als je zuvor."

„Bravo," klang es halblaut in der Runde.

„Bravo!" ſagte auch Eiſenſchuh laut, erhob ſich und

faßte Leos Hand. „Dieser Entschluß soll gelten. Und willkommen unter uns. Sie sind der Mann — Sie haben's bewiesen."

„So ist auch der unselige Kampf gegen die Genossenschaftsbank begraben," lächelte Leo — „Meine Herren, lassen Sie mich, ehe wir auseinandergehen, meine dankbare Freude über diesen Abschluß aussprechen. Der Tote, dessen Werk ich in anderm Sinn fortsetzen will, hat einmal bei einem Festgelage nach einer prahlerischen Rede ein Wort gebraucht, das ich aufnehmen und mit einer höheren Bedeutung erfüllen möchte: Heil der Führerschaft in dem großen Ringen der Gegenwart und der Zukunft! — der Führerschaft des guten Kaufmanns!"

Amtsbote Erbe, der große Romantiker.

Von

Karl Söhle.

Am Amt Fichtenhagen ſah's recht idylliſch aus juſt in jenen Tagen, als ſo jäh das alte Sachſenroß dem „preußiſchen Kuckuck" Platz machen mußte. Niemand überanſtrengte ſich, und unterm Schwert der Göttin Themis gedieh da allerhand Romantik. Der damalige gute alte Amtshauptmann, ja der war ſchwer herauszubringen aus ſeinem ſchönen Amtsgarten, allwo er mit Leidenſchaft in ſeiner Roſenſchule okulierte. Er verließ ſich in allem auf ſeinen Wachtmeiſter Riechers. Und das konnte er! Groß, dick und ſtark wie ein Ochſe und mit einer Kommandierſtimme wie ein Löwe, verkörperte Wachtmeiſter Riechers in ſich geradezu die Exekutive und wahre Regierung, die ausübende Staatsgewalt, er „fackelte nicht", das wußte man, und ſomit vertrat der Herr Amtmann beſcheidentlich nur die Legislative. Das eigentliche Genie am Amte aber war der Amtsbote Theobald Adolar Erbe. Man brauchte nur ſeine Naſe anzuſehen! Die glühte wie ein Karfunkel, und ſtets hing daran ein helleuchtender Tropfen. Tieftraurig immerdar der Blick ſeiner herausſtehenden, großen, düſterglühen-

den Schwärmeraugen, auch wenn er lachte. In seinem langen Halse rutschte wie eine geballte Faust ein mächtiger Adamsapfel immer auf und ab. Der kleine Kopf — man sah eigentlich nur die Nase — war vollständig kahl, nur ganz hinten war noch ein wenig Schraffierung. Ursprünglich Buchbinder und als solcher stark in litteris und belesen, hatte er sich's trotz seiner unmöglichen Nase in den Kopf gesetzt, Schauspieler zu werden. Und es mag ihm übel ergangen sein bei der Schmiere, denn er schwieg darüber. Nur eine Geschichte aus dieser dunkeln Zeit erzählte er. Wie er einmal in einer Gastrolle des berühmten Schulze in den Räubern mitgewirkt hätte, Hermann, den Raben habe er gespielt, und Karl Moor — der berühmte Schulze — habe ihn derartig gewürgt, gekniffen und geschüttelt zuletzt, in der entsetzlichen Szene vorm Hungerturm, er hätte laut brüllen müssen. Was das für eine ungeheure Wirkung gemacht hätte, diese seine echten Naturtöne des Schmerzes. Der bunte Rock hatte ihn schließlich gerettet. Lang und dürr wie ein Aktenlineal, war er im Leibregiment gleich Flügelmann geworden, und der alte König Ernst August, der habe bei den Paraden auf dem Waterlooplatz aus seinem einen Auge durch sein Perspektiv immer zuerst nach ihm geschaut.

Er verstand sich auf tausend Künste, Amtsbote Erbe,

der große Romantiker, er strich an, er tapezierte, wenn's gerade nichts Besseres zu tun gab, er entwarf Grabdenkmäler und mit den Inschriften dazu, er porträtierte, zeichnete Karrikaturen, item malte Landschaften in Öl, in Pastell. Den Wirten malte er die leckersten Stillleben in den Gaststuben an die Wände, unbeschreibliche lukullische Herrlichkeiten, in leuchtenden Farben, Früchte aus allen Erdteilen, alle Spezereien Arabiens, alle Gewürze beider Indien und dazu die feinsten Liköre, die edelsten Weinsorten, es lief einem beim Anblick das Wasser im Munde zusammen. Als Gelegenheitsdichter hielt er sich sonderlich den verehrlichen Liebesleuten bestens empfohlen, item im Bedarfsfalle auch für Geburtstags-, Hochzeits- und Jubiläumskarmen. Alles wurde prompt geliefert. Kurzum, das gesamte Musenwesen lag in seinen Händen. Sogar Tanzstunden gab er, mit der Fidel unterm Arm. Dazu musterte er sich — der Wolf im Schafspelz — in der Kirche am Konfirmationstage immer gleich seine Opfer aus. In seinen Tanzstunden kommandierte er in einem fürchterlichen „Tanzfranzösisch": „An awan! — Turnee! — Schassee! — Balanzee! — Ballotö! — Formee!" So hagelte es nur immer, und flog im Eifer ihm ab von der Nase ein helleuchtender Tropfen nach dem andern.

So hatte er gute Nebeneinnahmen. Niemals aber hatte er einen Pfennig in der Taſche, und wer ſich gegen ihn etwas aufknöpfte, konnte ſich mit Sicherheit gefaßt machen auf die beſcheidentliche Bitte um ein „kleines Darlehn". Trotzdem war er die Sparſamkeit und Nüchternheit ſelber, er trank nicht, rauchte nicht, ſchnupfte nicht, und ſein Karfunkel war aufrichtige Natur, und das war eben das Merkwürdige daran. Ja, wenn ſeine „Frauensleute" nicht geweſen wären, ſeine dicke Frau und drei dicken Töchter, ältliche und ſehr häßliche Jungfrauen! Wie Pfauen ſtolzierten ſie einher, Hüte trugen ſie, das waren ſchier ganze Gebirgsſtöcke aus Samt und Seide, mit tiefen Abgründen, Schluchten, Zacken, und lange, weiße Straußenfedern hingen wie Gletſcher daran herab. Ganz toll und heillos trieben ſie's. Amtsbote Erbe litt jedoch darunter nicht ſo ſchwer, wie man glauben mochte, er diente den Muſen, und das hub hoch ihn empor über die gemeine Wirklichkeit.

Trotz ſeiner tieftraurigen Augen — immer ſteckte er voller pudelnärriſcher Einfälle, Schnurren, Künſte. Da knatterte er ſeinen Sturm auf Sebaſtopol, oder er mimte ſeine anderen Glanznummern, den Brummer an der Wand, den Schweinemarkt, den Hühnerhof, die Hammelherde, die Förſterhunde. Wenn er länger Zeit

hatte, wünschte man sich den „Freischütz" oder den „Edlen Grafen Don Juan". In beiden Opern hatte er öfter „mitgewirkt", als Statist, während seiner Militärzeit. Zunächst blies er auf den Händen schmelzenden, weichen, unendlich rührenden Klanges die Hornmelodie der Freischützenouvertüre. Dann aber wurde es gleich dramatisch. Die Schrecken der Wolfsschlucht! Wie ein Verrückter sprang er dabei herum. Im „Edlen Grafen Don Juan" begann er höchst schauerlich mit dem Zweikampf. Und zuletzt der schmausende und trinkende Don Juan, hei, der bestellt sich die üppigsten Getränke und Gerichte, Krebssuppe, Fasan und Burgunder, Chateau la Rose, getrüffelten Schweinskopf, Rüdesheimer, gebratene Tauben. Bis endlich der Teufel dem edeln Sünder den Hals umdreht. „Lasterglück flieht schnell wie Rauch, wie man lebet, stirbt man auch!" Kindern bessergestellter Eltern machte er unbeschreibliche, wunderbare Drachen. Darauf sprang, auf der Vorderseite, das Sachsenroß, in Rötel gezeichnet. Und darüber die Sonne — die Wahrheit, und die Wahrheit aber, sie muß obsiegen immerdar zuletzt. Dem Sieger die Krone — die hannoversche Königskrone: dicht unter der Sonne prangt sie, in Goldbronze, mit der feierlichen Umschrift: „Nec aspera terrent"! Auf

der Rückseite hockt finster wie der Teufel der „preußische Kuckuck". So nannte man den preußischen Adler. Die Wunden des Schmerzensjahres 1866 waren ja noch frisch, wollten nicht gleich vernarben.

Der alte Romantiker aber war ein sehr erbitterter, ein grimmiger Welfe. Wenn er den Amtskasten trug und dazu seine Amtsmiene aufgesetzt hatte, da blieb er, begegnete ihm ein Gesinnungsgenosse, stehen, und er machte sich stramm und grüßte militärisch: „Achtung, präsentiert's Gewehr! Lang lebe der König —: (flüsternd) Seine Majestät, König Georg V." Was dem Stier das rote Tuch, war ihm das Brückengeländer vorm Amt in den neuen preußischen Farben. Er „schünnte" die Dorfjungen dazu an, das preußische Schwarz mit den Taschenmessern heimlich wegzukratzen, und so kam stellenweise das alte geliebte hannöversche Gelb wieder wehmütig zum Vorschein.

Leider nahm's ein trauriges Ende mit ihm. Seine Frauensleute brachten ihn um allen Kredit. Verschiedene Male mußte er sogar ausgepfändet werden. Und als sich's nach dem Tode seines heimlichen Beschützers, des guten, alten Amtsmannes auf dem Amte änderte und die Luft hier nun preußisch wehte, da verlor der alte Romantiker den Kopf: er ging hin und hängte sich auf.

Am Geländer der alten Amtsbrücke, allwo er die Dorfjungen dazu angestiftet hatte, das verhaßte preußische Schwarz abzukratzen und dabei das Lied zu singen: „üb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab."

Herrn Wikings Meerfahrt.

Von

Fritz v. Briesen.

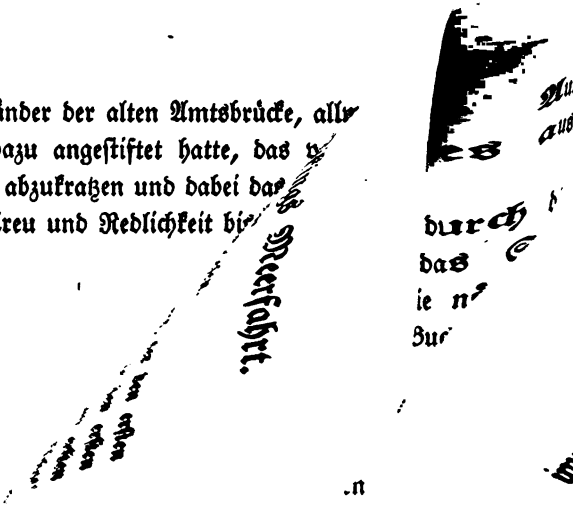
Mit dem Hochgefühl eines Reiters, der den ersten festen Sitz hat, oder einer Jungfrau, die den ersten Verlobungsring trägt, führte Herr Wiking zum ersten Male selbständig das Steuerruder und die Großschot!

Der verständnisinnige Leser möge hier der Klammerbemerkung Glauben schenken, daß es Herrn Wiking nicht nur auf den schönen Schein, ein Segler zu sein, ankam. Nein, ihm lag an der Leistung. Wenn er schon das Äußere schätzte: die blaue Mütze, die kurze Pfeife und sonstiges seemännisches Zubehör, so liebte er dieses eben als das Sichtbare, das Symbolische der Sache, der edlen Seemannschaft .... Und hätte er nicht gerade Wiking gehießen, sondern zum Beispiel „Krause", so würde er auch von solchem Namen seine Seezugehörigkeit tiefsinnig abgeleitet haben: daß die See meist kraus sei, und daß er daher .... usw. (Oder hätte er etwa „Briesen" gehießen, — — hm!)

Es segelte sich erhaben, so platt[1]) vorm Winde! Das Bugwasser rauschte leise ob der Fahrt, seiner

[1]) genau.

Am Geländer der alten Amtsbrücke, all
jungen dazu angestiftet hatte, das
Schwarz abzukratzen und dabei da
immer Treu und Redlichkeit bi



Meerfahrt.

durch
das
ie n
Zu

n

, daß sie die
gestimmt[1]) hätten!) Wiking, der Na
komme, fühlte das Auge derer in Walhall auf sich ruhen: von Odin, dem nordgermanischen Allvater, bis zu dem eignen südgermanischen Großvater, der ihn auf den schlichten Gewässern von Leipzig einst die rechten Ruderschläge lehrte. Und jetzt leuchtete es in seinem Haupte erst auf, daß der Großvater Wiking nur im Scherz damals das Wort gesprochen haben konnte: „Junge, geh' nicht allein aufs Wasser!" . . . .

Recht schade, dachte der einsame Seefahrer weiter, daß Frau Helga sich nicht mit an Bord befand! Er

[1]) geregelt.

mal[illegible] ls gab Herr Wiking zunächst die persön-
am S[illegible] ngen zu seinen nordischen Vorfahren auf,
geschlu[illegible] ldgermanische Großvater tauchte noch-
Mo[illegible] m Erinnerungsbilde auf: Sollte der
mit se[illegible] nst gesprochen haben? ....
nd a[illegible] e irgendetwas nicht in Ordnung
Ein[illegible] en von den Decksplanken bis
bl[illegible] bis zum Steuer schweifen;
[illegible] — außer eben dem biß-
[illegible] der ihm aber mehr

[illegible] hatte, [illegible] and, bei dieser
sein glaubte: na[illegible] s Rohr[2]) ge-
tun mit anschließender [illegible] allerdings
dem muntren Dahingleiten über [illegible]
zu bescheiden bemessen. [illegible] a, zu

Die größre Absicht kam ihm (oder war es Gedanken- [illegible] eck
übertragung von dem rauchenden Fietje herüber?), daß
er bei dieser hübschen raumen Brise einfach in die Föhrde
hinein und allein nach Flensburg segeln könne! ....
Die andern mochten mit dem Sonderburger Dampfer,
der jedenfalls die Schelder Brücke anlief, nachkommen!

Also segelte Wiking, während er im Genick den

[1]) Segeltauende.

immer mehr auffrischenden Wind verspürte, unbeirrt und hochgemut fürbaß ....

Bei der Kreuztonne von Krageſand angelangt, ſuchte er das erſte eigentliche Segelmanöver vorzunehmen und nach Steuerbord in den Fjord einzuſchwenken.

Hm, — das Beginnen mißlang diesmal: der abgefierte Klüver und das beutelnde Großſegel flappten auf einmal wie beſeſſen, zerrten an Schoten und Lieken[1]); der Großbaum[2]) machte verdächtige Bewegungen wie einer, der hinten 'rum zuhauen will; das Boot ſelbſt legte ſich unter dem ſeitlich einfallenden Windſtoß unerwartet auf die Seite, und eine gehaltvolle Spritzwelle nahm (ein ſchlechter Erſatz für Frau Helga) klacks! auf des Erſtaunten Knien Platz.

Wiking fiel auf den alten Kurs zurück, um das Manöver nach einigen Minuten aufs neue zu verſuchen. Es mißlang wiederum unter unerquicklichen — ſchrägen, lauten und feuchten — Begleiterſcheinungen.

Nun begann des Seglers Stimmung um einige Grade zu ſinken; die Sieghaftigkeit ging in Kopfzerbrechen, ſchließlich, beim dritten Verſager, in ſachliche Beſorgnis über.

[1]) an Segeltauen und Segelrändern.

[2]) das untere, längere Rundholz des Großſegels.

Jedenfalls gab Herr Wiking zunächst die persönlichen Beziehungen zu seinen nordischen Vorfahren auf, und nur der südgermanische Großvater tauchte nochmals kurz in seinem Erinnerungsbilde auf: Sollte der damals doch im Ernst gesprochen haben? ....

An dem Boot mußte irgendetwas nicht in Ordnung sein! Wiking ließ die Augen von den Decksplanken bis zum Masttop, vom Klüver bis zum Steuer schweifen; er konnte kein Fehl entdecken — außer eben dem bißchen Beutel im Gros[1]) da oben, der ihm aber mehr Schönheitsfehler schien.

Daß droben das Topsegel noch stand, bei dieser immer wachsenden Brise, ohne daß er, ans Rohr[2]) gebannt, es hätte bergen können, das war allerdings peinlich!

Das Boot fing allmählich zu rennen .... ja, zu rasen an. Der Tanz der Wellen um Bug und Heck war kein Walzer mehr, sondern ging in einen Cancan über, bei dem die Tänzerinnen in wilder Lust auf Deck zu springen und den Bootsführer immer feuriger — vielmehr wässriger — anzusprühen begannen!

Am Fahrzeug schien es nicht zu liegen, daß er statt

[1]) Großsegel.
[2]) Steuer.

der Schwenkungen nur Schwankungen erzielt hatte, — lag es am Buch? .... Oder hatte er selber etwas falsch gemacht?

Das Kapitel vom Segeln bei leichter Brise paßte jetzt ja nicht mehr; er schlug also, die Linke am Steuer, das Kapitel „Segeln bei steifer Brise und stärkerem Seegang" auf.

Da stand allerlei von Kreuzen und Luven; doch er fuhr ja vor dem Winde!

Aber hier: nun hatte er's! Er mußte — jawohl, er mußte, wenn er in die Föhrde hinein wollte, „vor dem Winde halsen", ein, wie das Buch vertraulich versicherte, „bei starkem Winde nicht ganz ungefährliches Manöver"!

Es war die höchste Zeit, — der Eingang in die Föhrde bald vorbei! So klemmte Wiking die Pinne[1]) zwischen die Beine und zog aus Leibeskräften an der Großschot, um das Segel zurück und auf den andern Bord herumzubekommen. Umsonst, der mächtige Lappen saß so voller Wind, daß Pferdekräfte ihn kaum hätten anholen können.

Und in fliegender Fahrt sauste die Jacht am letzten Zipfel der Föhrdemündung vorüber ....

[1]) Handgriff des Steuers.

Wiking ſchüttelte den Kopf. Woher kam an dieſem freundlichen Tage auf einmal der viele Wind?

Er ſchaute ſich um, — und es war vorteilhaft, daß er mit Lots unſeligem Weibe nichts gemein hatte, er wäre ſonſt wohl ebenfalls zur Salzſäule erſtarrt.

Dort achteraus lag es in flattrigen Fetzen und dicken Ballen am Himmel; die Sonne hatte ſich in beſſere Sphären begeben; das vordem ſo heiter glitzernde Waſſer im Hintergrunde ſpielte vom Grauen ins Schwarze!

Ein ehrlicher Schreck fuhr durch Wikings Heldenherz: Sturm im Anzuge — und am Maſt das volle Zeug!

Doch noch gab er weder Hoffnung noch Selbſtvertrauen auf. Wußte er auch nicht alles, ſo wußte er doch manches: insbeſondere, daß man bei Sturm die Küſte meiden, die „See halten" müſſe.

Ein Blick auf die Seekarte, die er unterm Steuerſitz hervorzog, zeigte ihm, daß die herrſchende Windrichtung gerade dem Verlauf der Oſtſee in dieſem ihrem Teile entſprach. Die Inſel Fehmarn war der feſte Schlußpunkt in dieſer Fahrtrichtung, — in weiter Ferne gelegen!

Anrennen konnte er alſo ſchwerlich, wenn er, hilflos gegen die Macht der vollen Segel, auf dem Kurs blieb; es fragte ſich nur, ob er nicht umkippen würde! ....

Kraatsch! krachte es droben: das Topsegel kam herunter; desgleichen die gebrochene Stenge[1]), nachdem sie unterwegs sich in eine der Bahnen mitten im Großsegel gebohrt und zum Andenken ein kleines Loch hinterlassen hatte.

Der Mann am Steuer zuckte zusammen; richtete sich sogleich wieder auf: Jetzt hatte er doch wenigstens etwas von dem vermaledeiten Vollzeug weniger auf den Spieren[2])!

Daß die Fahrt dadurch gemächlicher wurde, konnte der unfreiwillige Sturmsegler freilich trotz aller Phantasie nicht vermerken.

Das Gegenteil war der Fall. Der Wind, der zuerst nur höhnisch gepfiffen hatte, heulte jetzt höllisch; auf den stählernen Wanten harfte er ein schneidendes Lied. Und das Boot tollte mit der unvernünftigen Beharrlichkeit, die die entfesselte „tote" Materie an sich hat, durchs Wasser ....

Das Kurshalten in der schweren See stellte an Wikings Muskeln immer stärkere Ansprüche. Seine Arme wurden lahm, doch er spürte es kaum. Die Jacht

---

[1]) Aufsatz auf dem Mast.

[2]) die (segeltragenden) Hölzer.

gierte[1]) und tanzte vor den achterlichen Seen und Sturmstößen wie die „Schwankende Krinoline" auf dem Jahrmarkt. Herrn Wiking wollte ab und zu ein sehr unfreundliches Gefühl aus dem Magen herauf zu Kopfe und zu Kehle steigen; er überwand auch dieses, weil er zur Seekrankheit augenblicklich gar keine Zeit hatte ....

Es war doch ein bißchen unbedacht von ihm gewesen, vor der Abfahrt nicht einmal nach dem Barometer in der Kajüte geschaut zu haben! warf er sich vor; — ein wenig spät, wie der geneigte Leser zugeben wird.

Ratlos blickte Wiking auf die sich anwälzenden Seen: die glasgrünen Ungeheuer mit den glatten, rollenden Rücken, die ihn aus toten und doch so unheimlich lebendigen Augen anglotzten in einer sinnlosen, geschobnen Gier, wie sintflutliche Wahnwesen ohne Organe, nur gefräßige Masse und zerschmetternde Wucht!

Was hielt ihm diese gläsernen Beester eigentlich noch vom Leibe? — Ha, das war das brave Hündchen, das wackre Beiboot, das da achtern an seiner Leine so hundetreu mitlief! Das fuhr den wassern-wallenden Ungetümen in die Beine, so daß sie niederbrachen, ehe sie *seinen* ergierten Nacken erreichten! Immer wieder

[1]) wich ab.

tauchte das hölzerne Tierchen, schon halb erdrückt unter den mächtigen Wellentatzen, mit treuem Haupte empor; ja, es half dem Herrn sogar den Kurs halten durch sein bremsendes Bemühen! ....

In die Dämmerung fuhr Herr Wiking hinein und dann in die Dunkelheit ....

Er befahl Boot und Seele dem allerhöchsten Großadmiral, der über jeden Sturm erhaben ist und von der Kommandobrücke des himmlischen Flaggschiffs aus seine Riesenflotte lenkt, die ungezählten Fahrzeuge, die als Menschen im Meer des Lebens schwimmen ....

Das Ruder unter den Arm gepreßt, vom Sturm umtost, von Nacht umgraut, durch Höhen und Tiefen gerissen, so saß er, — der der Wikinger herrisch-heldischer Nachfahre sein wollte und ihr leicht- und eigensinniger Abkömmling zu sein schien ....

Allerlei Sünden, manche kleinere und einige größere, blinkten meteorhaft in ihm auf und wieder unter ....

Aber auch schönere Bilder, die Sehnsucht inmitten des Grauses: .... Frau Helga, die blonde, liebliche; sollte er sie wiedersehen? .... Die Freunde; hatte er ihnen heimlich auskneifen müssen? .... Jan, der erfahrne Bootsmann; er hätte ihn gern hier gehabt! .... Selbst Fietje, der Junge mit dem Zigarrenstummel ....

Und alle erſchienen ihm in einem fernen, feinen, milden Lichte, als wenn er ſie von der Erde aus im Himmel ſähe — oder beſſer, umgekehrt ....

„Knrrrſcht!“ fetzte etwas mitſchiffs. Wohl das Loch im Segel.

Er hatte den müden Mut des Darüberhinweg gefunden. Den Kurs hielt er mehr inſtinktmäßig als aufpaſſeriſch. Er bangte nicht um ſein Leben; aber ein Paar trockne Stiefel hätte er gern gehabt!

Warum ſollte er das Steuer nicht anbinden, in Mitſchiffsrichtung; das Beiboot ſteuerte ja eigentlich, und der Kurs blieb derſelbe!

Er belegte alſo das Steuer für gut[1]) und taſtete ſich dann durch das Dreiviertelduukel der Sturmnacht in die halb voll Waſſer gelaufene Kajüte.

Wollte er nicht, ſo ihm der Sturm das Leben ließ, von deſſen Weib, der Kälte, aufgefreſſen werden, ſo war es hoch an der Zeit, die eiſigkalten Glieder in dichtere Hüllen zu ſtecken.

Er zog zwei Sweater, den Piſak[2]) und den Ölmantel an, ſchlang ſich in Ermangelung eines Beſſeren ein dahängendes Handtuch um den Hals, um dieſen

[1]) Legte es feſt.

[2]) Dicke blaue Jacke.

gegen die Seen „abzudichten", und ſtieg zuletzt in die mächtigen Seeſtiefel mit der Schweinsblaſen-Einlage.

Auch die elektriſche Taſchenlampe fand er; ſie mußte ihm zuallererſt zu einem Erwärmungsſchluck verhelfen, der eine dreiſternige Kognakflaſche um die Hälfte ihres Inhalts beraubte. Dann ſtieg er wieder an Deck.

Mit Heizung und Beleuchtung verſehen, fühlte er ſich von einer neuen Welle der Energie durchſtrömt, die ſich in ſegleriſche Maßnahmen umſetzte.

Er hatte geleſen, daß ſchon ganz kleine Mengen — Tropfen — Öles genügen ſollten, brandende Wellen zu ſänftigen. Auf dieſe Magenſchwäche des Seeungeheuers gegen Öl baute er den Plan, den er jetzt zur Ausführung brachte.

Er holte aus dem Kochraum eine Schachtel mit Sardinen herauf, drehte ſie auf, führte die Fiſche flugs ihrer eigentlichen, nahrhaften Beſtimmung zu und träufelte dann aus geſtrecktem Arm das reſtliche Öl den ſtürmenden Wellen entgegen.

Leider beſchränkte ſich die Wirkung des Öls darauf, daß ſein Ölrock noch öliger wurde ....

In dem huſchenden Lichtſtreifen der Taſchenlampe ſahen die Sturmwogen noch phantaſtiſcher und drohender aus, als ſie beim Tagesſchein oder im Unlicht der

Nacht auf ihn eingewirkt hatten. Geſpenſtiſch zückten ſie die weißen Krallen aus den dunklen Leibern, packten nach Boot und Mann, um im letzten Augenblick mit einem erſtickten, unwirklichen Ächzen zurückzuſinken. Aber immer wieder duckten ſie, ſprangen und griffen ....

Klitſch — ſchwapp! eine Rieſenwoge. Hatte dieſe Seehyäne auch ihn verfehlt, ſo riß ſie doch den treuen Freund dahin: das Buch, das noch immer auf der Ducht beim Steuer gelegen! Und der Sturm lachte dem gelungenen Raube ein hämiſch-ſcheußliches „hihi" nach ....

Wiking richtete den Strahl des Lichts auf das Segel, um nach dem Riß zu ſehen. Er war zu einem großen Loch geweitet; — ein Wunder, daß das Segel nicht ſchon in Fetzen hing!

Den Klüver hatte längſt der Seeteufel geholt, zerknattert, zerriſſen. Wie der Reſt einer Fahne an der Stange nach fürchterlicher Schlacht, ſo hing dieſes Vorſegel am Stag[1]). Die Fock[2]) aber, die Wiking bei der Abfahrt unbenutzt, wie ſie lag, an ihrem Platze gelaſſen, hatten die waſſernen Raubtiere ſchon vor

[1]) Stählernes Stütztau.
[2]) Zweites Vorſegel.

dem Klüver in die Tiefe gezerrt, wo sie wohl noch übereinander selbst herfielen um die Beute ....

War die Jacht aus dem Kurs geschlagen, oder kam die jüngste wilde Bö aus ganz anderer Richtung ein als ihre älteren Schwestern: — auf einmal hieb der Großbaum[1]) mit erbitterter Wucht, als wolle er die Angreifer treffen, auf den andern Bord herum, säbelte Wiking dabei die Mütze herab und ließ sie in die kochende See hinausfliegen.

„Wenn das der Kopf statt bloß die Mütze gewesen wäre!" murmelte der Mann. Und mit einem Antlitz, das bald eines leidvollen Dulders, bald wieder eines ergrimmten Kämpfers Bild zu sein schien, saß Wiking nun barhaupts bei dem in seiner Taufessel ruckenden und rackenden Steuer.

Das Aufhauen des plötzlich übergehenden Großbaums auf das Backbord-Want[2]) hatte dessen stählern-elastische Binnenkraft nur erschüttern, nicht vernichten können; doch das Loch im Großsegel wurde unter diesem krachenden Stoß zu einem solchen Umfang aufgesprengt, daß der belichtende Wiking das wunderlich-sachliche Urteil fand:

[1]) Haltebaum des Großsegels.
[2]) Stütztau des Mastes.

„Das Loch muß wie vier Ringe Reef[1]) wirken!“

Und in der Tat: mit dieser Selbstverkleinerung hatte das Segel dem Sturm den ärgsten Possen gespielt; so oft er es jetzt aufs neue mit Peinigerhänden fassen wollte, griff er schier ins Leere, mußte er seine Kraft verpuffen.

Aber noch immer war Wikings große Prüfung nicht beendet. Am Heck gab es einen hellen, surrenden Ton, die Schleppleine war gerissen, das getreue Beiboot sackte achteraus ....

Wiking leuchtete ihm nach: sah es mehr mit Kummer als mit Schrecken scheiden; er hatte in diesen schweren Stunden ein persönliches, herzliches Verhältnis zu dem Bootchen gewonnen, das mit ihm so lange den Kampf gegen die Übermacht geführt, kameradschaftlich, zäh und tapfer! ....

Nun hieß es — gottlob, daß er das versunkene Buch im Kopf hatte! — schleunigst etwas zu tun, damit die bremslos gewordne Jacht von den Seen nicht quergeschlagen wurde und etwa unter seitlichem Segeldruck kenterte!

Die vom Seewasser verklammten Fallen[2]) zu lösen,

[1]) Starke Segelverkleinerung.

[2]) Befestigungstaue der Segel.

das war Wiking mit dieſen Fingern, ebenfalls ſteif wie Wäſcheklammern, nicht möglich; ſo blieb nur das Beidrehen und Ankerwerfen übrig!

Glücklich brachte er die Jacht in den Wind[1]); die Ankerkette raſſelte hernieder — tief hinab ....

Die Jacht lag jetzt feſt. Aber gemütlicher wurde es an Bord keineswegs. Durch das Hin- und Herwehen des loſen Segels gierte das Boot nach beiden Borden, ſtampfte und rollte und nahm mehr Brecher über als vorher während des Treibens.

Die Jacht ſelbſt wollte das grauſame Spiel der Wogen nicht lange mit anſehen; — ſie riß ſich los, mit dumpfem Knall verſank das geborſtene Ankertau.

Und wieder trieb das Boot .... Mit Aufbietung aller Aufmerkſamkeit bekam Wiking es nochmals vor den Wind, hielt es ſo .... Aber nicht eigene Kraft mehr konnte ihn retten, — nur noch das Erlahmen der gegneriſchen!

Des Sturmes Wut über Wiking war immerhin begreiflich. Dieſer dreiſte Menſchenſohn wagte es, in ſeinem, des Urrieſen, Revier einſam-allein in ſolchem Nachen ihm Trotz zu bieten?! ....

---

[1]) Mit der Spitze gegen den Wind.

Nun, — im Kampfe gegen die Giganten ſtanden von jeher gern die Götter den Menſchen bei!

Ein Seegott, der nach großem Methgelage in Walhall gegen Morgen hin den heißen Kopf ein bißchen zum Himmelsfenſter hinausſteckte, ſah den ungleichen Kampf dort drunten. Er fiel mitleidig-großmütig dem Rieſen Sturm in den Arm, und ob der wollte oder nicht, er mußte, nach ſo langem Wüten ſelbſt der Erſchöpfung nahe, nachgeben, vom Angriff ablaſſen ....

Im dämmernden Licht ſchaute Herrn Wikings übernächtiges Antlitz auf erregte Seen, auf eine lange Dünung, die das Boot immer noch mehr wiegte, als dem Bootsherrn lieb war. Aber des Sturmes Macht war gebrochen! Der Wind, der jetzt wehte, war ſchon eine ſeiner Schweſtern: eine — wenn auch noch recht kräftige — Briſe.

Was Herr Wiking an Bord ſah, nötigte ihm ein wehmütiges Lächeln ab. Das Großſegel beſtand aus zwei Fetzen, die ein Loch umrahmten, durch das er vom Steuer aus bequem die Fahrt voraus beobachten konnte!

Und durch dieſes Loch hindurch ſah der Heldenſchiffer recht-voraus Land in Sicht! Auch in Steuerbordrichtung zeigte ſich ein langer Landſtreifen: dieſer

die holsteinische Küste, — jenes zweifellos die Insel Fehmarn!

Das Auftauchen eines Anhalts für die Augen, eines Ziels für die Fahrt bereitete Herrn Wiking eine ähnliche Freude, wie weiland seinem auch ins Ungewisse gesegelten Vorgänger Kolumbus. Zugleich aber schuf ihm dieser Anblick Sorge: Die Segelfähigkeit der Jacht war höchst beschränkt; die Seekarte zeigte hier, in den Fehmarnsund hinein, Sände und Steine; — sollte er zu guter Letzt kurz vor dem Hafen scheitern?

Er trieb und trieb weiter .... Eine neue Mattigkeit überfiel ihn, den von den Seegöttern so hart geprüften Spätgebornen der Wikinger .... Die Augen wollten ihm im Stehen zufallen, — da riß er sie groß auf:

War das dort, gerade im Kurs, nicht eine große rote Boje? — War er schon so weit?

Die letzte Willenskraft trotzte er dem abgehetzten Körper auf: die Boje war sein Ziel!

Näher rückte sie, näher! .... Eine schöne rote, breite Tonne mit glatter Oberfläche und einem großen Ring darauf! Wiking — lächelte.

Er drehte die Jacht unbekümmert: So, daß sie den Wellen die Breitseite wies, ließ er sie gegen die Boje treiben.

Mit einer quietschenden Begrüßung machte die schlanke Jacht die Bekanntschaft der dicken Tonne. So sehr Herr Wiking sonst für das Schlanke war, — — die Tonne gefiel ihm gerade ihrer Dicke wegen; bot sie dadurch doch um so besseren Halt!

Ein Tauende in der Linken, griff der Schiffbrüchige mit der Rechten nach dem Ring hinüber.

Der mächtige Ring, der den Trossentamp[1]) aufnehmen sollte, war mit steifen Fingern nicht sogleich zu heben; Wiking strengte sich heftig an — die Jacht begann ihm schon unter den Beinen fort- und weiterzutreiben ....

Jetzt lag er mit dem Bauche auf der Boje, in gefährlicher Lage heiß bemüht. Ein Kampf auf Tod und Leben um den Bojenring, wie der Kampf um den Ring des Nibelungen einst nicht härter gewesen sein konnte! Die Arme, die Tag und Nacht das Steuer umklammert, wollten den letzten, erlösenden Dienst versagen, — — da, mit einem verzweifelten Ruck, unter Zähneknirschen, blieb der Angreifer Sieger in dem sonderbaren Kampf:

Die Trosse lag in dem Ring, und — wennschon

---

[1]) Tauende.

mit unendlicher Mühe des Herrn Wiking — der lang hindurchgesteckte Tamp wurde zur Schlinge!

Es war die letzte Minute: die Jacht straffte bereits das Tau; knarrend zog die Schlinge sich selbst fest und fester ....

Nun hatte Herr Wiking endlich wieder einen festen Halt auf dieser Welt gefunden, konnte er endlich die halb starren, halb brennenden Finger zur wohlverdienten Ruhe in die Hosentaschen betten!

Ja, nun saß er, der seegewaltige Apotheker, der das vielköpfige Ungeheuer des Meeres bezwungen wie einst Herkules die Hydra, auf der eroberten Boje — thronte auf diesem künstlichen Fels im Meer, wie ein neuer Seekönig anzuschauen mit den mächtigen Seestiefeln, dem verknütterten weiten Ölrock, dem wildromantisch um den Hals geschlungenen Handtuch und mit der alten, ihm etwas zu kleinen Mütze Jans auf dem Kopf, die er beim Zutreiben auf die Boje noch rasch mit Geistesgegenwart aus der Logisluke herausgefischt hatte! — — —

So fanden ihn Fischer, die von der Insel mit ihrem Fang nach Heiligenhafen hinüber pufften[1]). Sie

[1]) mit dem Motor.

löſten die Jacht von der Boje und nahmen unter Staunen und gutmütigen Scherzen den Einſamen von ſeinem Herrenſitz an ihren Bord herüber ....

Wiking dankte den Fiſchern mit freundlichen Worten und Münzen.

Aber wenn irgend einer unter den zahlreichen Leſern dieſer Geſchichte glauben ſollte, daß unſer Freund durch die Ereigniſſe der Sturmnacht geknickt, zerknirſcht geweſen ſei und in tiefer Rührung die Retter als menſchliche Engel betrachtet habe, ſo irrt er.

Herr Wiking war durch dieſe Seefahrt nicht weich, eher hart geworden; er war eben, was er ſein wollte und wozu ihm ſein Name das gute Recht gab.

Ruhig, ſtatt redſelig, würdig, ſtatt weitſchweifig, gab er den Fehmaraner Fiſchersmännern über ſeine Fahrt nach Kurs, Dauer und Umſtänden Auskunft. Erſt als ſie neugiervoll durchaus recht Abenteuerliches hören zu wollen ſchienen, taute ſeine Phantaſie auf, und gefällig erzählte er ihnen, der Anker wäre ihm von einer Welle über Bord geſpült worden; die Sturzſeen wären ſo dicht geweſen, daß man darin Fiſche über ſeinen Kopf habe hinwegſchwimmen ſehen können; und wenn der Maſt noch ſtehe, ſo ſei das nur ſeiner Maßnahme zuzuſchreiben, daß er die Wellen geölt und gegen den Sturm ein

Loch in das Segel gemacht habe, auf daß dieser dahindurch sich verkrümmele! ....

Wir sehen gerade hieraus, daß Herr Wiking knapp nach der großen Fahrt mit ihren Strapazen schon seinen Seelenanker, die innere Heiterkeit, wiedergefunden hatte!

Nachträglich betonte er, er sähe es gern, wenn die Fischer von seiner Sache kein Aufhebens machten. Die Jacht gehöre einem Bekannten, der von der Havarie nichts zu hören brauche. Übrigens könnten solch kleine Zwischenfälle jedem begegnen, der nicht bloß bei Sonnenschein zur See fahre.

Die Fischer, schwerfällig aussehend, aber doch ganz gewitzt (wie viele der Leute vom Land und Strand) zwinkerten mit den Augen oder grienten pfiffig; sie versprachen jedoch, über die Sache nicht weiter zu „schnacken".

Herr Wiking nickte befriedigt. In der halbländlich hübschen Kleinhafenstadt angelangt, gab er drei „Runden" aus; hierauf begab er sich sogleich noch nach der Werft, wo die einer ehrenvoll zerschossenen Fregatte ähnlichsehende Jacht eingeschleppt wurde.

War er gegen sich selbst hart gewesen, — bei diesem Anblick des guten Bootes, das ihn so wacker durch alle

Sturmesnöten getragen, schien Herrn Wiking etwas ins Auge geflogen zu sein ....

Dann aber wandte er sich, wankend vor Übermüdung, dem nächsten Hotel zu und tat einen Schlaf: Wenn das Haus währenddessen aus schweren Schiffsgeschützen bombardiert worden wäre, Herr Wiking hätte dabei nicht einmal von Knallerbsen geträumt.

Neue Bücher des Kriegsjahres 1918

aus dem Verlag von L. Staackmann, Leipzig

Rudolf Hans Bartsch

Der junge Dichter. Eine Erzählung. Einbandzeichnung nach einem Entwurf von A. Michaelis-Leipzig. 25. Tausend. Geh. M. 5.50, geb. M. 7.50

Fritz von Briesen

Herrn Wikings Meerfahrt. Ein Roman aus heiteren Tagen, wie sie waren und wieder sein werden. Einbandzeichnung nach einem Entwurf von Franz Jüttner-Berlin. 8. Tausend. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—

Max Dreyer

Nachwuchs. Roman. Einbandzeichnung nach einem Entwurf von A. Michaelis-Leipzig. 5. Tausend. Geh. M. 5.50, geb. M. 7.50

Otto Ernst

August Gutbier oder die sieben Weisen im Franziskanerbräu. Roman. Einbandzeichnung nach einem Entwurf von Friedrich Felger-Berlin. 20. Tausend. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50

Max Glaß

Die stillen Wunder. Roman. Einbandzeichnung nach einem Entwurf von Carlos Tips-Karlsruhe. 5. Tausend. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—

Rudolf Greinz

Krähwinkel. Lustige Kleinstadtgeschichten. Einbandzeichnung nach einem Entwurf von A. Michaelis-Leipzig. 10. Tausend. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—

Emil Hadina

Heimat und Seele. Lieder und Legenden. Einbandzeichnung nach einem Entwurf von A. Michaelis-Leipzig. 2. Tausend. Kart. M. 3.—

Rudolf Heubner

Jakob Siemerings Erben. Zweiter, in sich abgeschlossener Band des Romans „Der heilige Geist". Einbandzeichnung nach einem Entwurf von Oswald Weise-Leipzig. 15. Tausend. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

Robert Hohlbaum

Das Vorspiel. Ein Roman aus Österreich. Einband nach einem Entwurf von Gertrud Ruppert-Leipzig. Umschlagzeichnung von K. A. Wilke-Wien. 5. Tausend. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.—

Adam Müller-Guttenbrunn

Meister Jakob und seine Kinder. Roman. Deckelzeichnung nach einem Entwurf von Josef Herzik-Wien. 15. Tausend. Geh. M. 5.50, geb. M. 7.50

A. De Nora

Gesichte. Ein Zyklus. Einbandzeichnung nach einem Entwurf von Professor Ehmke-München. 3. Tausend. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.50

Richard Plattensteiner

Peter Rosegger. Eine Volksschrift. Neubearbeitung. Umschlagzeichnung von Alfred Mailick. 15. Tausend, der Neubearbeitung 5. Tausend. Kart. M. —.35

Karl Schönherr

Das Königreich. Volksmärchen in drei Akten. Neubearbeitung. 6. Tausend, der Neubearbeitung 3. Tausend. Geh. M. 2.50, geb. M. 4.—

Narrenspiel des Lebens. Drama in fünf Akten. Preis noch unbestimmt.

Karl Söhle

Der verdorbene Musikant. Roman. Einbandzeichnung nach einem Entwurf von Oswald Weise-Leipzig. 5. Tausend. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50

Schummerstunde. Bilder und Gestalten aus der Lüneburger Heide. Neubearbeitete und erweiterte Ausgabe. Einbandzeichnung nach einem Entwurf von Oswald Weise-Leipzig. 7. Tausend, der Neubearbeitung 5. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.50

Karl Hans Strobl

Seide Borowitz. Roman. Einbandzeichnung nach einem Entwurf von G. Czermak-Brünn. 8. Tausend. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.—

Anton Wildgans

Dies irae. Eine Tragödie in fünf Akten. Einbandzeichnung nach einem Entwurf von Max Both-Leipzig. 5. Tausend. Geb. M. 5.—

Inhaltsverzeichnis

Seite

Geleitwort 5

Rudolf Greinz: Peter Rosegger † 11

Hermine Möbius: Peter Roseggers Heimgang . . . 13

Peter Rosegger: Die Fahnelträgerin. (Aus: Gesammelte Werke. Band 6: „Sonnenschein") 30

Robert Hohlbaum: Maria Ebenhoch. (Aus: „Das Vorspiel. Ein Roman aus Österreich") 52

Karl Söhle: Die sieben Magenbräute. (Aus dem Roman: „Der verdorbene Musikant") 67

Rudolf Hans Bartsch: Der junge Dichter. (Aus der gleichnamigen Erzählung) 88

Otto Ernst: August Gutbier, der Heimkrieger. (Aus: „August Gutbier oder Die sieben Weisen im Franziskanerbräu") 109

Emil Hadina: Neue Gedichte. (Aus: „Heimat und Seele. Neue Dichtungen") 120

Karl Hans Strobl: Seide Borowitz. (Aus dem gleichnamigen Roman) 126

Rudolf Greinz: Die besondere Güte Gottes. Eine lustige Klostergeschichte. (Aus: „Krähwinkel. Lustige Kleinstadtgeschichten") 142

Max Glaß: Kathrein. (Aus dem Roman: „Die stillen Wunder") 169

Adam Müller-Guttenbrunn: Der Stieglitz. (Aus dem Roman: „Meister Jakob und seine Kinder") 184

A. De Nora: Geld. (Aus: „Gesichte. Ein Zyklus") . 198

Max Dreyer: Diesseits und Jenseits. (Aus dem Roman: „Nachwuchs") 204

Seite

Rudolf Heubner: Jakob Siemerings Erben. (Aus dem gleichnamigen Roman) 218

Karl Söhle: Amtsbote Erbe, der große Romantiker. (Aus: „Schummerſtunde. Bilder und Geſtalten aus der Lüneburger Heide.“) 236

Fritz v. Briesen: Herrn Wikings Meerfahrt. (Aus: „Herrn Wikings Meerfahrt. Ein Roman aus heiteren Tagen, wie ſie waren und wieder ſein werden“) 243

Gesamtausgaben

die den Grundstock jeder Hausbücherei bilden:

Otto Ernst: Semper-Romane. Inhalt: Asmus Sempers Jugendland. 115. Tausend. — Semper der Jüngling. 75. Tausend. — Semper der Mann. 35. Tausend. 3 Bände in Karton M. 24.—. Die Bände sind auch einzeln käuflich.

Otto Ernst: Humoristische Plaudereien. Inhalt: Ein frohes Farbenspiel. Vom geruhigen Leben. Vom grüngoldnen Baum. Aus meinem Sommergarten. 4 Bände in Karton M. 16.50. Die Bände sind auch einzeln käuflich.

Emil Ertl: Ein Volk an der Arbeit. Hundert Jahre Deutsch-Österreich im Roman. Inhalt: Die Leute vom Blauen Gugucks-haus. 19 Tausend. — Freiheit, die ich meine. 16. Tausend. — Auf der Wegwacht. 16. Tausend. In 3 Bänden geb. M. 27.—. Die Bände sind auch einzeln käuflich.

Adam Müller-Guttenbrunn: Von Eugenius bis Josephus. Ein deutsches Jahrhundert in Österreich. Inhalt: Der große Schwabenzug. 19. Tausend. — Barmherziger Kaiser! 18. Tausend. — Joseph der Deutsche. 18. Tausend. 3 Bände in Karton M. 21.—. Die Bände sind auch einzeln käuflich.

Peter Rosegger: Gesammelte Werke. Vom Verfasser neu bearbeitete und neu eingeteilte Ausgabe in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Preis jeder Abteilung in Bibliothekspappband M. 45.—. Einzelbände werden nicht abgegeben.

Friedrich Spielhagen: Ausgewählte Romane. In 2 Abteilungen. Jede Abteilung hat etwa 4000 Seiten Umfang und kostet in je 5 Bänden gebunden M. 50.—. Jede Abteilung wird nur geschlossen abgegeben.

Karl Hans Strobl: Bismarck. Roman in 3 Bänden. Band 1: Der wilde Bismarck. 25. Tausend. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 7.—. Band 2: Eisen und Blut. 18. Tausend. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 7.—. Band 3: Die Runen Gottes. (Erscheint im Frühjahr 1919.) Die Bände sind auch einzeln käuflich.

Sonderverzeichnisse umsonst und portofrei auch direkt vom Verlag L. Staackmann in Leipzig.

22(10.) U.-

YC153755

9